

**‘Die Welt von Vorgestern’  
Heimat Galizien in der deutschen  
Exilliteratur**

Alexander Granach *Da geht ein Mensch*  
und Henry William Katz *Die Fischmanns*

von

**Winfried Adam**

Regensburger Skripten zur Literaturwissenschaft

1998

Regensburger Skripten zur Literaturwissenschaft

Herausgegeben von Hans Peter Neureuter

Band 10

Gewidmet meiner Mutter Anna Adam †

Gedruckt als Manuskript

© beim Autor

Staatsexamensarbeit für das Lehramt an Gymnasien

Gutachter: Dr. habil. Hans Peter Neureuter,

Institut für Germanistik, Universität Regensburg

## **Inhaltsverzeichnis:**

<b>1. Einleitung</b>	5
1.1 Fragestellung	5
1.2 Textkorpus und Autoren	8
1.3 Galizien in weiteren Texten des Exils	14
<b>2. Zwischen Autobiographie und Roman</b>	18
2.1 Vorbemerkung: Autobiographik im Exil	18
2.2 Autobiographie: <i>Da geht ein Mensch</i>	23
2.3 Autobiographischer Roman: <i>Die Fischmanns</i>	28
<b>3. Inhaltsanalyse</b>	32
3.1 Alexander Granach: <i>Da geht ein Mensch</i>	33
3.1.1 Die Familie	33
3.1.2 Das Bild des Ostjudentums	35
3.1.3 Antisemitismus	38
3.1.4 Flucht	40
3.1.5 In Deutschland: Assimilation und Erfolg	43
3.2.6 Künstlerthematik	45

3.2 Henry William Katz: <i>Die Fischmanns</i>	50
3.2.1 Die Familie	50
3.2.2 Das Bild des Ostjudentums	52
3.2.3 Antisemitismus	54
3.2.4 Flucht	56
3.2.5 In Deutschland: Zwischen Assimilation und neuer Bedrohung	59
3.3 Vergleich	61
<b>4. Heimat Galizien und deutsche Exilliteratur</b>	<b>69</b>
4.1 Galizien im Spiegel der Exilgegenwart	69
4.2 Rückkehr in die „Welt von Vorgestern“	75
<b>5. Schlußbemerkung</b>	<b>85</b>
<b>6. Literaturverzeichnis</b>	<b>86</b>
6.1 Primärliteratur	86
6.1.1 Erzählende Texte	86
6.1.2 Weitere Primärquellen	88
6.1.3 Unveröffentlichte Quellen	88
6.2 Sekundärliteratur	89
6.2.1 Überblicksdarstellungen und Nachschlagewerke zur Exilliteratur	89
6.2.2 Weitere Sekundärliteratur	89

# 1. Einleitung

## 1.1 Fragestellung

Viele Exulanten ostjüdischer Herkunft wurden mit der Flucht aus dem nationalsozialistischen Deutschland zum zweiten Mal in ihrem Leben zu Emigranten, da sie erst vor etwa einer Generation als Einwanderer aus der entlegenen österreichischen Provinz Galizien nach Deutschland gekommen waren. Meist noch in jungem Alter, verließen sie in den Jahren vor oder während des ersten Weltkriegs das ostjüdische Milieu Galiziens und versuchten, in Deutschland Fuß zu fassen. In den Jahren des Exils nach 1933 entstanden nun einige, in ihrer äußeren Struktur teilweise sehr unterschiedliche autobiographische Schriften dieser Exulanten, die jedoch eine interessante Gemeinsamkeit aufweisen: Den Ausgangspunkt ihrer Darstellungen bildet nicht die unmittelbare Vergangenheit im Deutschland der Zwischenkriegszeit, sondern sie greifen in ihren Texten im wesentlichen auf ihre frühere Lebenswelt zurück, die der ostjüdischen Kindheit im k.u.k. Galizien. Damit entstand im Exil durch die autobiographischen Zeugnisse über Galizien als historisch-politisches Gebilde<sup>1</sup> zugleich ein Bild der Lebenswelt des Ostjudentums, das in dieser Zeit der endgültigen Vernichtung durch den Holocaust preisgegeben war.

Etwas pointiert, und in Anlehnung an den programmatischen Titel von Stefan Zweigs Autobiographie *Die Welt von Gestern*, kann diese galizische Kindheit, womit die Autoren zum Zeitpunkt des Exils auf eine historisch wie auch kulturell - aufgrund ihrer eigenen Assimilation - schon weit entrückte Vergangenheit Bezug nahmen, als „Welt von Vorgestern“ bezeichnet werden. „Die Welt von Gestern“ wäre für diese Autoren demnach die Zeit ihrer Assimilation und Sozialisation in

---

<sup>1</sup> Seit der ersten Teilung Polens 1772 war Galizien ein Teil Österreichs. 1849 wurde die nordöstliche Provinz ein eigenes Kronland - „Galizien und Lodomerien“ - der Habsburgermonarchie. Nach deren Zusammenbruch 1918 kam Galizien zu Polen. Neben der polnischen und ukrainischen Bevölkerungsgruppe lebten etwa zehn Prozent Juden in dieser Provinz (Haumann, H.: Geschichte der Ostjuden. S. 158).

Deutschland vor der Emigration<sup>2</sup>, die meist nur noch partiell geschildert wird. In der vorliegenden Arbeit soll nun versucht werden, anhand ausgewählter Texte Ausmaß und Konturen dieser Rückerinnerung an die „Welt von Vorgestern“ innerhalb der deutschen Exilliteratur zu bestimmen.

Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen zwei Texte, die dem oben entworfenen Schema entsprechen: Mit der Autobiographie *Da geht ein Mensch* und dem Roman *Die Fischmanns* entwarfen Alexander Granach und Henry William Katz im amerikanischen bzw. französischen Exil ein Bild ihrer Kindheit in der habsburgischen Provinz Galizien. Daneben sollen noch andere Werke der deutsch-jüdischen Exilliteratur mit einbezogen werden, die in ähnlicher Weise die ostjüdische Welt Galiziens thematisieren, um ein breiteres Bild der Rückbesinnung an die untergegangene Welt des Shtetls zu erstellen. Auffällig ist, daß eine solche Bestandsaufnahme mehrheitlich - mit der Ausnahme Joseph Roth - zu „Autoren des zweiten Glieds“ führt, also Schriftstellern, deren Werke im Nachkriegsdeutschland fast völlig in Vergessenheit geraten sind. So wurden *Da geht ein Mensch* und *Die Fischmanns* von der Literaturwissenschaft bisher kaum beachtet.<sup>3</sup> Eine möglichst differenzierte Beurteilung der beiden Texte erforderte daher die Berücksichtigung von weiteren, noch erhaltenen privaten und öffentlichen Äußerungen ihrer Autoren aus der Zeit des Exils.<sup>4</sup>

Ehrhard Bahr konstatiert für die Forschung generell eine geringe Kenntnisnahme der jüdischen Komponente der deutschen Exilliteratur

---

<sup>2</sup> Dieser Einteilung zufolge, würde Stefan Zweig mehr „die Welt von Vorgestern“ beschreiben, da sich seine Autobiographie größtenteils mit der Zeit der Habsburgermonarchie beschäftigt. Zweig deutet diese Unterscheidung auch an, da er im Vorwort von einem Leben vor dem ersten Weltkrieg, einem weiteren Leben vor dem zweiten Weltkrieg und schließlich dem heutigen Leben (Exil) spricht. (Die Welt von Gestern. S. 9).

<sup>3</sup> Eine Ausnahme ist der Aufsatz „Erzähler im Exil“ von Carel ter Haar in dem von John Spalek und Joseph Strelka herausgegebenen Sammelwerk *Deutsche Exilliteratur seit 1933* (Bd.2: New York, S. 1176-1201), in dem unter anderem auch die beiden Romane *Die Fischmanns* und *Schloßgasse 21* von Katz behandelt werden. Der polnische Germanist Marek Przybecki betrachtet *Da geht ein Mensch* in einem Aufsatz unter dem Aspekt „Belletrisierte und reale Theaterkarrieren aus dem ostgalizischen Ghetto“, und ferner wird Granachs Buch in einigen Beiträgen des Sammelbandes von Stefan Kaszynski *Galizien - eine literarische Heimat* kurz erwähnt.

<sup>4</sup> Der Nachlaß von Henry William Katz befindet sich im *Deutschen Exilarchiv der Deutschen Bibliothek* in Frankfurt und konnte für diese Arbeit teilweise mit verwendet werden. Granachs Korrespondenzen aus dem Exil waren für mich bis auf wenige Ausnahmen nicht zugänglich. Wichtige Informationen über Alexander Granachs Exilzeit konnte ich jedoch dem 1994 von Albert Klein und Raya Kruk herausgegebenen Erinnerungsbuch *Alexander Granach - fast verwehte Spuren* und der 1971 von der Walther Huder zusammengestellten Broschüre *Alexander Granach und das jiddische Theater des Osten* entnehmen. Als weitere, jedoch nicht mehr verwendete Quelle wären die Erinnerungen von Alexander Granachs Sohn, Gad Granach, zu nennen, die 1997 unter dem Titel *Heimat los!* erschienen sind.

und führt dafür zwei Gründe an: Zum einen waren führende Vertreter des Exils selbst bemüht, nicht der Propaganda der Nationalsozialisten zu entsprechen, daß es sich bei der Emigration nur um die „deutsch-jüdische Romanindustrie“ handle. Thomas Mann verwahrte sich 1936 in einem Brief an den Feuilletonchef der *Neuen Züricher Zeitung*, Eduard Korrodi, ausdrücklich dagegen, „die Emigranteliteratur mit der jüdischen“ zu verwechseln.<sup>5</sup> Zum zweiten wurde später in der Forschung der DDR wie auch teilweise der Bundesrepublik die Exilliteratur sehr stark vom Aspekt des „Antifaschismus“ her bestimmt, und daher wurden z. B. deutsch-jüdische Autoren wie Alfred Döblin, Lion Feuchtwanger oder Arnold Zweig vorwiegend als „politische“ Emigranten rezipiert.<sup>6</sup> Unter diesen Voraussetzungen ist evident, daß es ein Bereich der Exilliteratur, der sich mit einem dezidiert jüdischen Milieu, dem Ostjudentum, beschäftigte, nicht leicht hatte, wahrgenommen zu werden.

In dokumentarischer Absicht werden nun zunächst die Bücher von Granach und Katz „ausgegraben“ und ihre Entstehung und Rezeption als Exilwerke nachgezeichnet. Ein ergänzender Überblick soll weitere, im Exil entstandene Texte mit vergleichbaren Inhalten erfassen. Da der Rückgriff auf die galizische Welt in unterschiedlicher Weise die eigenen Erfahrungen der Autoren reflektiert, ist es notwendig, *Da geht ein Mensch* und *Die Fischmanns* auf ihre autobiographischen Strukturen hin zu befragen. Eine inhaltsanalytische Untersuchung mit einem zusammenfassenden Vergleich soll die thematischen Grundlinien in beiden Texten herausarbeiten. Das vierte Kapitel versucht zu klären, wie dieses Schreiben über die ostjüdische Welt Galiziens im Kontext der Exilsituation interpretiert und bewertet werden kann. Dabei wird unter anderem zu prüfen sein, inwieweit die Darstellung der „Welt von Vorgestern“ von dem „Heute“ des Exils beeinflusst wurde. Ein weiterer Ansatz zur Deutung der Texte im Exilkontext kann das von Bahr vorgeschlagene Kriterium der „Selbstidentifikation“ zur Beurteilung deutsch-jüdischer Exilliteratur sein.<sup>7</sup> In diese Überlegungen werden auch die unter Punkt 1.3 vorgestellten Werke anderer Autoren miteinbezogen.

---

<sup>5</sup> Ausführlicher zum sogenannten „Korrodi-Fall“, der das erste öffentliche Bekenntnis von Thomas Mann zur deutschen Exilliteratur war, bei Bahr, E.: *Deutsch-jüdische Exilliteratur und Literaturgeschichtsschreibung*. S. 31f.

<sup>6</sup> Ebd., S. 30f.

<sup>7</sup> Ebd., S. 41f.

## 1.2 Textkorpus und Autoren

Alexander Granach und Henry William Katz gehören heute in Deutschland zu den vergessenen Autoren. Während die ersten Darstellungen über deutsche Exilliteratur unmittelbar nach 1945 beide Autoren noch erwähnt hatten<sup>8</sup>, sucht man ihre Namen in den entsprechenden Kompendien jüngeren Datums vergebens<sup>9</sup>. Die Rezeption ihrer Werke - soweit hier überhaupt von Rezeption gesprochen werden kann - setzte erst mit großer Verzögerung ein. Neben den bekannten Faktoren, die die Etablierung der Exilliteratur in der Nachkriegszeit erschwerten, trat im Fall von Granach und Katz noch ein weiterer ungünstiger Umstand hinzu: Für beide Autoren markierte das Exil den Anfang und zugleich das Ende ihres literarischen Schaffens. Alexander Granach war vor 1933 als Schauspieler bekannt, trat jedoch mit *Da geht ein Mensch* erst im amerikanischen Exil als Autor in Erscheinung und verstarb kurz nach der Vollendung seiner Autobiographie im März 1945. Ebenso war Katz vor der Emigration nicht als Autor aufgetreten. Die im französischen Exil entstandenen Romane *Die Fischmanns* und *Schloßgasse 21* blieben seine einzigen Werke, da er im amerikanischen Exil „unter Preisgabe aller literarischen Ambitionen“<sup>10</sup> einen anderen Beruf ergriff.

Alexander Granach wurde 1893 in dem ostgalizischen Dorf Werbowitz geboren und kam im Alter von 16 Jahren nach Berlin. Dort begann er am *Deutschen Theater* eine Karriere als Schauspieler, die jedoch bald durch den ersten Weltkrieg unterbrochen wurde. In den zwanziger Jahren war Granach ein bekannter und auch von der Kritik hochgeschätzter Schauspieler an vielen Berliner Bühnen, der unter anderem an der Piscator-Bühne auftrat und in vielen Inszenierungen von Leopold Jessner mitwirkte. Sein Name wurde vor allem mit dem expressionistischen Theater verbunden. Der Regisseur Leopold

---

<sup>8</sup> Weiskopf führt in seinem Überblick *Unter fremden Himmeln* von 1948 *Die Fischmanns* und *Schloßgasse 21* unter dem Kapitel „jüdisches Schicksal“ auf (S. 105). Granachs Buch zählt er zu den „Selbstbiographien“ (S. 121). Der erste Band von Berendsohns Zusammenstellung *Die humanistische Front* (1946) ordnet *Die Fischmanns* der Kategorie „Erlebnisbücher/Zeitromane“ zu (S. 84), und im zweiten Band von 1949 wird auch Granachs Autobiographie genannt (S. 89).

<sup>9</sup> Vgl. z. B. M. Durzak (Hg.): *Die deutsche Exilliteratur 1933-1945* (1973) und F. Trapp: *Deutsche Literatur im Exil* (1983).

<sup>10</sup> Walter, H.A.: *Deutsche Exilliteratur 1933-1950*, Bd. 3. S. 505.



Lindtberg erinnert sich, daß Granach trotz erfolgreicher Assimilation seine galizische Herkunft nie verleugnete und von seinen Landsleuten in Berlin als „König der Ostjuden“ bezeichnet wurde.<sup>11</sup>

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten hatte er, gerade aufgrund seiner ostjüdischen Herkunft, ein Gespür für die drohende Gefahr: Granach flüchtete über Wien zunächst ins Exil nach Polen, wo er an einem jiddischen Theater wirkte.<sup>12</sup> Über die Sowjetunion und die Schweiz gelangte er 1938 schließlich in die USA. In Hollywood spielte er kleinere Rollen in einigen Filmen; Ende 1944 erhielt er erstmals wieder ein festes Engagement als Bühnenschauspieler an einem Broadway Theater in New York.<sup>13</sup> Seine Autobiographie dürfte Anfang der vierziger Jahre während seiner Zeit Hollywood entstanden sein, der genaue Zeitpunkt ist unklar. Im August 1942 berichtete er in einem Brief an seine Lebensgefährtin Lotte Lieven über dieses Projekt:

Ich schreibe erst über meine Kindheit und zwar in abgeschlossenen Novellen, die dort auch einen Zusammenhang haben. Die deutschen Schriftsteller hier und die Bergner [...] sind alle sehr begeistert. Sogar Brecht und Feuchtwanger und Döblin [...] Ich werde laut dem Plan etwa 35 Novellen haben, dann wird's übersetzt ins Englische und ich hoffe, ein Buch herauszugeben.<sup>14</sup>

Der Schauspieler Ernst Deutsch<sup>15</sup> erinnerte sich an die beeindruckenden Lesungen von Granach für seine Freunde aus den gerade geschriebenen Manuskripten.<sup>16</sup> Außerdem wurde er beim Verfassen seiner Autobiographie von prominenten Schriftstellerkollegen aufmunternd unterstützt, wie folgender Brief von Lion Feuchtwanger belegt:

Ich habe die Kapitel, die Sie mir dagelassen hatten, mit Interesse und grösster Teilnahme gelesen. Sie bewegen einen, und sie sind ausserordentlich anschaulich geschrieben. Sie lesen sich so gut wie sie sich hören.<sup>17</sup>

---

<sup>11</sup> Huder, W.(Hg.): Alexander Granach und das jiddische Theater des Ostens. S. 15.

<sup>12</sup> Klein, A./Kruk, R.: Alexander Granach. S. 107ff.

<sup>13</sup> Ebd., S. 169f.

<sup>14</sup> A. Granach an L. Lieven, 22. 8. 1942, zit. nach Klein A./Kruk, R.: Alexander Granach. S. 153.

<sup>15</sup> Ernst Deutsch, geb. 1890 in Prag, in den 20er Jahren Schauspieler in Berlin, 1933 Exil in Prag, seit 1938 USA, 1951 Rückkehr in die Bundesrepublik, gest. 1969 in West-Berlin (Röder, W./Strauss, H.A.: International Biographical Dictionary. Bd. 2 Teil 1, S.211f.).

<sup>16</sup> Klein, A./Kruk, R.: Alexander Granach. S. 180.

<sup>17</sup> L. Feuchtwanger an A. Granach, 1. 10. 1942 (Lion Feuchtwanger Memorial Library).

Ferner ist auch im Journal von Bertolt Brecht, der sich zu dieser Zeit in Hollywood befand, ein Eintrag über die „galizischen geschichten“ des Alexander Granach vorhanden.<sup>18</sup> In den Jahren 1943 und 1944 wurden kürzere Auszüge aus Granachs Autobiographie in der deutsch-jüdischen Exilzeitung *Aufbau* abgedruckt<sup>19</sup>; das baldige Erscheinen in Buchform wurde angekündigt. Granachs Kontakte zu prominenten Schriftstellern des amerikanischen Exils erleichterten die Veröffentlichung seines Buches. Die positiven Urteile von Thomas Mann und Franz Werfel über *Da geht ein Mensch* bewirkten, daß der New Yorker Verlag *Doubleday* auf Granach aufmerksam wurde und seine Autobiographie in das Verlagsprogramm aufnahm. Für den „Erstlingsautor“ Granach bedeutete dies einen ungewöhnlichen Glücksfall, da der kommerziell orientierte Verlag *Doubleday* normalerweise nur Exilautoren verlegte, die auch hohe Auflagen garantierten, wie beispielsweise Ernst Lothar oder Vicki Baum.<sup>20</sup> Der amerikanische Verleger Ben Huebsch hingegen, in dessen Verlag *Viking Press* viele exilierte Autoren erschienen, hatte die Autobiographie mit dem Hinweis abgelehnt, daß das beschriebene „strange milieu“ für den Leser schwierig zu verstehen sei.<sup>21</sup>

Im Mai 1945 erscheint Granachs Buch bei *Doubleday* in amerikanischer Übersetzung unter dem Titel *There goes an actor*. Kurz zuvor, am 13. März, war Granach in New York an den Folgen einer Operation gestorben. Albert Klein betont das „starke Echo“ auf Granachs Autobiographie in der amerikanischen Presse, obwohl damals der ostjüdische Stoff noch nicht so populär gewesen war,<sup>22</sup> wie es dann Jahre später mit Broadway Musical *The fiddler on the roof* oder den Romanen von Isaac Bashevis Singer der Fall sein sollte. Anerkennend äußerte sich auch der „Nestor“ der deutschen Exilforschung, Walter A. Berendsohn, über Granachs Autobiographie:

[...] alles ungeschminkt, anschaulich, in raschem Tempo, vital, voll Handlung. Was er auch erlebt, in allem sehen uns liebevoll erfaßte, leidende, ringende, Menschengesichter ergreifend an.<sup>23</sup>

---

<sup>18</sup> Brecht, B.: Arbeitsjournal. Bd.2 1942-1955. S.634 (15. 10. 1943).

<sup>19</sup> siehe „Vierzigtausend Jahre“, in: *Aufbau* IX, 16. 7. 1943; „Erinnerungen eines Schauspielers“, in: *Aufbau* X, 26. 4. 1944; „Meine Lehrzeit“, in: *Aufbau* X, 4. 8. 1944.

<sup>20</sup> Koepke, W.: Exilautoren und ihre deutschen und amerikanischen Verleger in New York. S. 1420f.

<sup>21</sup> Sándor, A.: Ein amerikanischer Verleger und die Exilautoren. S. 125.

<sup>22</sup> Klein, A./Kruk, R.: Alexander Granach. S. 183.

<sup>23</sup> Berendsohn, W. A.: „heißblütige Menschlichkeit“ (handschriftliche Rezension, EB 54b/7).

Die erste deutschsprachige Ausgabe erschien im gleichen Jahr unter dem ursprünglichen Titel *Da geht ein Mensch* in dem deutschen Exilverlag *Neuer Verlag* in Schweden. In der DDR wurde das Buch 1949 bei *Kiepenheuer* herausgebracht, und in Westdeutschland nahmen sich Granachs Autobiographie verschiedene kleinere Verlage an, die den Text teilweise in verkürzten Fassungen publizierten.<sup>24</sup> Seit 1990 führt der *Piper Verlag* München die vollständige Ausgabe des Buches in seinem Programm.

Im Vergleich dazu gestaltete sich die „Rückkehr“ von Henry William Katz' Büchern in das Nachkriegsdeutschland wesentlich schwieriger. Während Alexander Granach zumindest mit dem Berliner Theater der zwanziger Jahre assoziiert wurde, war der amerikanisierte Name Henry William Katz, abgesehen von Kennern der Exilszene in Amerika, völlig unbekannt. 1906 als Herz Wolff Katz in der galizischen Kleinstadt Rudky geboren, kam er während des ersten Weltkrieges nach Deutschland und begann Anfang der dreißiger Jahre, als Journalist zu arbeiten. Katz schloß sich der Sozialdemokratie an und wurde 1932 der jüngste Redakteur der liberalen Berliner Wochenzeitung *Welt am Montag*.<sup>25</sup>

Im Mai 1933 floh er aus Deutschland in das französische Lyon, wo er nach Selbstaussage als „arbeitsloser ehemaliger junger Journalist [...] die verrückte Idee hatte, ein Buch über Ostjuden in Deutschland zu schreiben.“<sup>26</sup> In diesen ersten Jahren des Exils in Frankreich entstand sein Roman *Die Fischmanns*, der die Geschichte einer ostjüdischen Familie in Galizien einschließlich ihrer Flucht nach Deutschland erzählt. Mit diesem Manuskript beteiligte er sich 1936 am Wettbewerb für den erstmals ausgeschriebenen Heinrich Heine-Preis des *Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller* (SDS) in Paris, der als Forum für junge und unbekanntere Autoren im Exil gedacht war. Die Jury, bestehend aus Anna Seghers, Bruno Frank, Hans A. Joachim, Ernst Leonard, Hans Marchwitza und Hans Sahl, wählte unter vielen, aus ganz Europa eingegangenen Arbeiten Katz' Roman im Mai 1937 für diesen Preis aus.<sup>27</sup> Diese Auszeichnung erleichterte es Katz, einen Verleger für sein Buch zu finden. Nachdem zuvor der Schweizer Verleger Emil Oprecht und der holländische Exilverlag *Querido* sein Manuskript abgelehnt

---

<sup>24</sup> editorische Notiz in: *Da geht ein Mensch*. S. 5.

<sup>25</sup> Katz, H.W.: *Warum ich in den USA geblieben bin*. S. 62.

<sup>26</sup> Ebd., S. 63.

<sup>27</sup> Heinrich Heine-Preis: H.W. Katz: „Die Fischmanns“, in: PTZ Nr. 345, 23. 5. 1937.

hatten,<sup>28</sup> konnte Katz im Juli 1937 eine überarbeitete Fassung der *Fischmanns* bei dem zweiten holländischen Exilverlag *Allert de Lange* unterbringen.<sup>29</sup> Seinem Erfolg entsprechend, wurde Katz in Emigrantenkreisen auch als „Fischmanns-Katz“<sup>30</sup> bzw. „Heine-Katz“<sup>31</sup> bezeichnet, offenbar um ihn von dem tschechischen Kommunisten Otto Katz, einem Mitarbeiter Willi Münzenbergs, oder dem exilierten, österreichischen Kinderbuchautor Leo Katz zu unterscheiden.

In den Jahren 1937/38 schrieb Katz den Roman *Schloßgasse 21*, der die Geschichte der Familie Fischmann in Deutschland bis zum Jahr 1933 fortsetzt. Ebenso entstanden während dieser Zeit einige kleinere Beiträge für verschiedene Exilzeitschriften. Der Ausbruch des zweiten Weltkrieges verhinderte eine geplante deutsche Ausgabe seines zweiten Romans bei *Allert de Lange*. Katz kämpfte seit Kriegsbeginn als Freiwilliger in der französischen Armee; im Frühjahr 1941 flüchtete er mit seiner Familie über Lissabon nach Amerika. Am 15. April 1941 kam er mit einem Flüchtlingsschiff in New York an, auf dem sich auch Siegfried Krakauer, Hans Sahl und sein galizischer Landsmann Soma Morgenstern befanden.<sup>32</sup>

Katz' Bücher hatten das amerikanische Exil schon vor ihm erreicht, da sie Lion Feuchtwanger dem amerikanischen Verleger Ben Huebsch empfohlen hatte, der sie für die *Viking Press* akzeptierte.<sup>33</sup> So erschienen die beiden Romane in englischer Übersetzung - *The Fishmans* im Jahr 1938 und *No. 21 Castle Street* 1940 - bei dem New Yorker Verlag. Die Bücher von Katz erhielten viel Aufmerksamkeit<sup>34</sup> und wurden in vielen Zeitungen der Vereinigen Staaten ausführlich rezensiert, unter anderem auch in den großen Blättern *New York Times*, *New York Herald Tribune* und dem Wochenmagazin *New Yorker*. Allenthalben wurde die Nüchternheit und Anschaulichkeit der Darstellung gelobt.<sup>35</sup> Trotz der schwierigen Exilsituation galt Katz bereits als erfolgreicher Autor, und Walter Victor spekulierte in der

---

<sup>28</sup> H.W. Katz an E. Leonard, 16. 5. 1937, (Nachlaß Katz).

<sup>29</sup> H.W. Katz an E. Leonard, 11. 7. 1937, (Nachlaß Katz).

<sup>30</sup> H. Kesten an W. Landauer, 3. 11. 1938, in: Kesten, H.(Hg.): Deutsche Literatur im Exil. S. 85.

<sup>31</sup> Kantorowicz, A.: Exil in Frankreich. S. 202.

<sup>32</sup> Katz, H.W.: Warum ich in den USA geblieben bin. S. 64.

<sup>33</sup> Koepke, W.: Exilautoren und ihre deutschen und amerikanischen Verleger in New York. S. 1417.

<sup>34</sup> Dies ist für den unbekanntten Autor Katz um so bedeutender, da es die deutsche Exilliteratur, mit Ausnahme einiger prominenter Namen, auf dem amerikanischen Buchmarkt nicht leicht hatte, wie eine - zwar nicht repräsentative Feststellung - einer Buchhändlerin dokumentiert: „The German-language authors most in demand are Ganghofer, Karl May and the Courths-Mahler.“ (zit. nach: Durzak, M.: Die Exilsituation in USA. S. 153).

<sup>35</sup> Eine umfangreiche Sammlung von Rezensionen aus der amerikanischen Presse befindet sich in Katz' Nachlaß.

Exilzeitung *Aufbau* über die Entstehung eines weiteren Fischmann-Romans.<sup>36</sup> Selbst Franz C. Weiskopf reiht in seiner ersten Bestandsaufnahme der deutschen Exilliteratur von 1948 Henry William Katz noch unter die Nachwuchsautoren ein,<sup>37</sup> aber das amerikanische Exil sollte für Katz zugleich das Ende seiner kurzen „literarischen Karriere“ werden: Der Exilalltag zwang ihn, seine Schriftstellertätigkeit aufzugeben und Arbeiter in einer Maschinenfabrik zu werden. Amerika wurde für den Autor, wie für viele andere, zum dauerhaften Exil. 1992 starb er in Florida. In Deutschland blieben Katz' Romane nach Kriegsende praktisch 40 Jahre lang unentdeckt. Nach vielen erfolglosen Bemühungen des Autors<sup>38</sup> wurden die Romane *Die Fischmanns* und *Schloßgasse 21* erstmals 1985/86 im Rahmen der Reihe „Verboten und verbrannt/Exil“ des *Fischer Taschenbuchverlags* wieder veröffentlicht. Seit 1994 gibt es bei *Belz-Quadriga* auch eine gebundene Ausgabe beider Bücher.

Trotz der unterschiedlichen Lebenswege von Granach und Katz erscheint die von Hans Albert Walter vorgenommene Unterscheidung zwischen der „jüdischen Massenemigration“ und den „politischen Exilierten“<sup>39</sup> im Fall dieser beider Exulanten wenig sinnvoll. Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten gehörten sie zwar als ostjüdische Einwanderer in Deutschland zu einer besonders gefährdeten Gruppe, aber in gleichem Maße entschlossen sich Granach, ein Exponent des progressiven, linken Theaters der Weimarer Republik, und Katz, ein sozialdemokratischer Journalist, aufgrund ihrer politischen Gegnerschaft zum neuen Regime zur Flucht aus Deutschland. Ihre Werke entstanden im Exil allerdings unter sehr unterschiedlichen Bedingungen. Katz verfaßte *Die Fischmanns* in der Frühphase des Exils noch stark unter dem Eindruck seiner kurz vorher erfolgten Flucht aus Deutschland. „Das Buch will ja anklagen“,<sup>40</sup> bekannte er folglich seine Schreibmotivation in einem Brief an Ernst Leonard, einen Organisator des SDS in Paris. Mit wesentlich mehr Distanz und wohl schon im Bewußtsein der drohenden oder bereits erfolgten vollständigen Vernichtung seiner Heimat blickte Granach Anfang der vierziger Jahre auf Galizien zurück.

---

<sup>36</sup> Victor, W.: „Fischmann's“ Katz packt aus, in: *Aufbau* VII, 25. 4. 1941.

<sup>37</sup> Weiskopf, F.C.: *Unter fremden Himmeln*. S. 144.

<sup>38</sup> Korrespondenzen mit verschiedenen deutschsprachigen Verlagen im Nachlaß von Katz, u.a. *Olten* und *Kiepenheuer*.

<sup>39</sup> Walter, H.A.: *Die deutsche Exilliteratur*. Bd.1. S. 197.

<sup>40</sup> H.W. Katz an E. Leonhard, 30. 5. 1937, (Nachlaß Katz).

### 1.3 Galizien in weiteren Texten des Exils

Neben Alexander Granach und Henry William Katz gibt es noch eine Reihe weiterer, mitunter erst in den letzten Jahren wiederentdeckter Autoren, die aus dieser österreichischen Grenzprovinz stammten und im Exil das Thema „Galizien“ aufgegriffen haben. Einige Autoren blickten dabei nicht auf das k.u.k. Galizien zurück, sondern siedelten ihre Darstellungen in der Zwischenkriegszeit, also im damals polnischen Galizien an.<sup>41</sup> Meist spielte in den Texten das autobiographische Moment eine wichtige Rolle, daneben konnte mit Bruno Frank auch ein Autor ausfindig gemacht werden, der nicht aus dieser ehemaligen österreichischen Provinz stammte.<sup>42</sup> Dabei muß zwischen Autoren unterschieden werden, die sich in der Zeit von 1933 bis 1945 dieses Themas angenommen haben, und einer zahlenmäßig größeren Gruppe von deutsch-jüdischen Exulanten, die nach dem zweiten Weltkrieg und der endgültigen Vernichtung des Ostjudentums Galizien „entdeckten“ und „nun die Chronik der Wohnviertel ihrer orthodoxen Kindheit“ verfaßten.<sup>43</sup> Es ist evident, daß mit dem Wissen um den Holocaust und den politischen Umwälzungen nach 1945 das Schreiben über Galizien anderen Voraussetzungen unterlag, als etwa in Darstellungen während der frühen Jahre des Exils nach 1933. Diese Lebensbeschreibungen aus der Zeit nach 1945, deren Schwerpunkt auch nicht immer auf der ostjüdischen Provenienz ihrer Autoren liegt, werden in dieser Arbeit weitgehend ausgespart.

Zur ersten Gruppe gehört Soma Morgenstern, dessen ostjüdische Herkunft das bestimmende Thema seines literarischen Schaffens im Exil war. Morgenstern wurde 1890 in der Nähe des ostgalizischen Tarnopol geboren, studierte in Wien und arbeitete nach dem ersten Weltkrieg für verschiedene Zeitungen in Berlin und Wien. Im Pariser

---

<sup>41</sup> Dennoch sollen hier diese Texte zur „Welt von Vorgestern“ gerechnet werden, da aus der Perspektive ihrer exilierten, westlich orientierten Autoren das ostjüdische Milieu Polens ebenfalls eine schon weit entfernte Welt darstellte.

<sup>42</sup> Diese Bestandsaufnahme erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und konzentriert sich auf das anglo-amerikanische Exil. Eine sehr umfangreiche Sammlung von deutschsprachigen Autobiographien ostjüdischer Einwanderer in Deutschland und Österreich aus drei Jahrhunderten bietet die 1994 erschienene Untersuchung *Aus dem Shtetl in die Welt: 1772 bis 1938*, der polnischen Germanistin Maria Klanska. Allerdings orientiert sich die detaillierte und faktenreiche Auswertung der Texte, darunter auch Granachs *Da geht ein Mensch*, ausschließlich an ihrem „anthropologischen, kulturhistorischen und sozialhistorischen Gehalt“ (S. 24).

<sup>43</sup> Magris, C.: *Weit von wo*. S.110.

Exil vollendete er 1934 seinen ersten Roman *Der Sohn des verlorenen Sohnes*. Hier besinnt sich der junge, im liberalen Großstadtmilieu aufgewachsene Alfred Mohylewski seiner ostjüdischen Wurzeln und kehrt auf das Gut seines tiefgläubigen Onkels im polnischen Galizien zurück. Nach dem Anschluß Österreichs emigrierte Morgenstern endgültig nach Frankreich und floh von dort 1941 nach New York, wo er bis zu seinem Tod lebte. In diesen Jahren entstanden die Romane *Idyll im Exil* und *Das Vermächtnis des verlorenen Sohnes*, die die Geschichte des Alfred Mohylewski zur Trilogie *Funken im Abgrund* fortsetzten. Später verfaßte Morgenstern hauptsächlich Autobiographisches, unter anderem Erinnerungstexte über seine Freunde Joseph Roth und Alban Berg.<sup>44</sup> Obgleich der Autor bis zu seinem Tod 1976 in New York ausschließlich auf Deutsch schrieb, blieben seine Werke im Nachkriegsdeutschland gänzlich unbekannt. Die Wieder- bzw. Neuentdeckung des deutsch-jüdischen Dichters Morgenstern wird erst seit kurzem durch eine elfbändige Werkausgabe ermöglicht.<sup>45</sup>

Mit Bruno Frank hat sich auch ein Autor, der dem Großbürgertum entstammte und als „deutscher Jude und seinem Bekenntnis nach aufgeklärter Europäer“<sup>46</sup> keinerlei biographische Verbindungen zur „Welt des Shtetl“ hatte, Galizien zum Schauplatz seines letzten im Exil entstanden Romans *Die Tochter* gemacht. Der schon in der Weimarer Republik erfolgreiche Schriftsteller Frank war 1937 über England nach Amerika gekommen und arbeitete in Hollywood zeitweise als Drehbuchautor. Auf deutsch erschien der Roman *Die Tochter* erstmals 1943 bei dem Verlag *El Libro Libre*, der von deutschen Emigranten in Mexiko gegründet wurde.<sup>47</sup> Die Handlung setzt noch vor dem ersten Weltkrieg ein, ist jedoch im wesentlichen die Geschichte des Mädchens Elisabeth, das zwischen den verschiedenen Kulturen in dem nach 1918 polnischen Galizien aufwächst. Der Roman ist sehr stark durch ein von Frank konstruiertes „Zufall-Schicksal-Gefüge“<sup>48</sup> bestimmt und kann als ein Plädoyer für eine generelle Humanität, unabhängig von religiöser oder nationaler Zugehörigkeit, gedeutet werden.

---

<sup>44</sup> Schulte, I.: Soma Morgenstern - der Autor als Überlebender. S. 301ff.

<sup>45</sup> Erstmals wird das gesamte Werk Morgensterns in einer kommentierten, auf elf Bände ausgelegten Ausgabe dem deutschen Leser zugänglich gemacht, die bis zum Jahr 2001 abgeschlossen sein soll. Die zwischen 1934 und 1945 entstandene Romantrilogie *Funken im Abgrund* wäre für mein Thema sicherlich ergiebig, kann aber wegen ihrer Veröffentlichung im Herbst 1996 nicht mehr ausführlich berücksichtigt werden.

<sup>46</sup> Gregor-Dellin, M.: Bruno Frank - Gentleman der Literatur. S. 63.

<sup>47</sup> Sease, V.: Bruno Frank. S. 354ff.

<sup>48</sup> Ebd., S. 366.

Ferner ist Martin Beradt zu nennen, der in seinem Roman *Beide Seiten einer Straße*<sup>49</sup> nicht direkt die galizische Welt porträtierte, sondern mit dem „Scheunenviertel“ in Berlin ein Bild der aus dem Osten eingewanderten Juden entwarf. Beradt hatte sich von seinem orthodox-jüdischen Elternhaus gelöst und wollte mit diesem Buch einen „Nachklang einer frommen Jugend“ schreiben. Begonnen wurde der Roman, in dem die ostjüdischen Bewohner der Berliner Grenadierstraße dargestellt werden, noch in den ersten Jahren der Hitlerdiktatur in Deutschland. Als Beradt 1939 nach England emigrierte, vollendete er das Manuskript, jedoch gelang es ihm bis zu seinem Tod 1949 im amerikanischen Exil nicht mehr, einen Verleger dafür zu finden.<sup>50</sup> Wie Katz' zweiter Roman *Schloßgasse 21* thematisiert auch Beradt das ostjüdische Leben in Deutschland.

Wer sich mit „Galizien“ in der deutschen Literatur beschäftigt, kann den Schriftsteller Joseph Roth nicht übergehen. Freilich kommt Roth nicht erst im Exil auf seine galizische Heimat zurück, sondern das ostjüdische Milieu ist nahezu in seinem gesamten Oeuvre präsent. Ohnehin ist der Terminus „Exil“ im Fall Joseph Roth problematisch, da er schon vor seiner endgültigen Emigration nach Paris im Jahre 1933 als Reisereporter viel Zeit außerhalb des deutschen Sprachraums verbracht hatte.<sup>51</sup> Mit den Romanen *Hiob* (1930), *Radetzkymarsch* (1932), *Tabras* (1934) oder *Das falsche Gewicht* (1937), die allesamt im österreichisch-russischen Grenzland spielen, hat Joseph Roth sicherlich den größten Anteil daran, daß Galizien als „unverwechselbare Literaturlandschaft“<sup>52</sup> nicht in Vergessenheit geraten ist. Wie David Bronsen nachgewiesen hat,<sup>53</sup> begann Roth um 1935 mit einem „großangelegten Roman“ mit dem Titel *Erdbeeren*, dessen Thema seine Kindheitswelt in der ostgalizischen Stadt Brody sein sollte. Aber von diesem Projekt blieb nur ein 42-seitiges Fragment.<sup>54</sup> Diese Schilderung des fiktiven Autobiographen Naphtali Kroj über seine Jugend kommt vielleicht den von mir untersuchten Texten am nächsten. Da Roths Verhältnis zum Ostjudentum und sein Bild des Schtetls von der Literaturwissenschaft

---

<sup>49</sup> Dieser Roman wurde in Deutschland erstmals 1965 unter dem Titel *Die Straße der kleinen Ewigkeit* veröffentlicht. Eine vollständige Fassung des Buches gab es 1993 unter dem ursprünglichen Titel *Beide Seiten einer Straße*.

<sup>50</sup> Beradt, C.: Martin Beradt. S. 88ff.

<sup>51</sup> Hackert, F.: Kaddisch und Miserere. S. 220.

<sup>52</sup> ignasiak, D.: Karl Emil Franzos und Joseph Roth als galizische Schriftsteller. S. 66.

<sup>53</sup> Bronsen, D.: Zum „Erdbeeren“ Fragment. S. 124f.

<sup>54</sup> Roth, J.: Erdbeeren. Romanfragment, abgedruckt in: Joseph Roth. Hg. v. H. L. Arnold. S. 101-121.



schon gründlich behandelt wurde,<sup>55</sup> und er überdies nicht ohne Probleme in die Kategorie der Autoren einzuordnen ist, die im Exil erstmals über ihre galizische Heimat schrieben, soll sein Werk nicht im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen.

Nach dem zweiten Weltkrieg wurde die zerstörte Welt des Ostjudentums vorwiegend im Rahmen von Autobiographien oder auch Memoiren dargestellt. Viele Autoren, die aus Galizien stammten, später in Deutschland oder Österreich lebten, und von dort in den dreißiger Jahren emigrieren mußten, widmeten zumindest einen Teil ihrer Erinnerungen der ostjüdischen Kindheit. Die Schauspielerin Salka Viertel<sup>56</sup> beschreibt im ersten Teil ihrer Memoiren ihr aufgeklärt-jüdisches Elternhaus im galizischen Sambor.<sup>57</sup> Bekannter dürfte die autobiographische Trilogie *All das Vergangene* des seit 1938 in Paris lebenden Schriftstellers Manès Sperber sein, in deren erstem Teil *Die Wasserträger Gottes* (1974) er ebenfalls seine galizische Heimat schildert.

---

<sup>55</sup> Eine ausführliche Studie über die Welt des Ostjudentums im Werk von Joseph Roth - auch unter Einbeziehung anderen Autoren - verfaßte der italienische Germanist Claudio Magris: *Lontano da dove*, 1971 (dt. 1974: *Weit von wo. Verlorene Welt des Ostjudentums*).

<sup>56</sup> Neben Salka Viertel erwähnt Klanska in einem Aufsatz ferner die Autobiographien der aus Galizien stammenden Elisabeth Bergner (*Bewundert und viel gescholten...*, 1978), Karola Bloch (*Aus meinem Leben*, 1981), Helene Deutsch (*Selbstkonfrontation*, 1975), Minna Lachs (*Warum schaust du zurück*, 1986), Mischket Liebermann (*Aus dem Ghetto in die Welt*, 1977) und Ella Schapira („*Man hat nicht gebraucht keine Reisegesellschaft*“, 1987). (Die Erfahrung Exil in deutsch-sprachigen Autobiographien ostjüdischer Autorinnen. S. 107).

<sup>57</sup> Viertel, S.: *The Kindness of Strangers*. 1969; (dt. 1970: *Das unbelehrbare Herz*).

## 2. Zwischen Autobiographie und Roman

### 2.1 Vorbemerkung: Autobiographik im Exil

„Die Autobiographie in unserem Jahrhundert unterliegt einem Prozeß der Auffächerung, der sich genauerer Definition entzieht.“<sup>58</sup> Dieses Urteil von Wolfgang Paulsen trifft in gleichem Maße auf autobiographisches Schreiben im Exil zu, dessen unterschiedliche Ausprägungen, die sich von dokumentarischen Berichten über Memoiren und eigentliche Autobiographien bis hin zu fiktionalen Texten mit autobiographischen Quellen erstrecken, von der Literaturwissenschaft bisher noch wenig untersucht wurden.<sup>59</sup> Fest steht jedoch, daß diese Autobiographik im weitesten Sinne ein wichtiges Genre für die deutsche Literatur im Exil darstellte.<sup>60</sup> Welche Gründe gab es für das „Vordringen autobiographischer Momente“<sup>61</sup> in der Exilliteratur?

Zunächst bedeutete das Exil für die meisten Autoren das Ende ihrer bisherigen sozialen Bindungen. Flucht bzw. Ausbürgerung aus Deutschland hatten vielfach Existenznot und Isolation in einer fremden Umgebung zur Folge. Der Neuaufbau eines literarischen Lebens in fremdsprachiger Umgebung erwies sich als schwierig. Helmut Koopmann weist darauf hin, daß trotz der vielen im Exil schnell entstandenen und oft recht kurzlebigen „Schutzgemeinschaften“ und literarischen Zirkel die „Vereinzelung“ der Autoren blieb: Der

---

<sup>58</sup> Paulsen, W.: Das Ich im Spiegel der Sprache. S. 9.

<sup>59</sup> Eine erste Bestandsaufnahme bietet der 1981 erschienene Aufsatz von Rainer Zimmer „Zur Autobiographik des Exils“. Im größeren Rahmen wird das Thema Autobiographie im Exil erstmals im Jahrbuch *Exilforschung* von 1984 behandelt, das eine Sammlung von theoretischen Beiträgen und Fallstudien beinhaltet. Eine neuere Studie des amerikanischen Germanisten Richard Critchfield *When Lucifer cometh* (1994) untersucht exemplarisch 13 Autobiographien von exilierten deutschen Schriftstellern und Intellektuellen.

<sup>60</sup> Zimmer geht von etwa 130 autobiographischen Titeln für den Zeitraum von 1933 bis 1945 aus (Zur Autobiographik des Exils. S. 214), während Critchfield einschließlich der nach 1945 entstandenen autobiographischen Dokumente von Exulanten auf die von der Hamburger Arbeitsstelle für Exilliteratur angegebene Zahl von 500 verweist, die ihm jedoch noch zu wenig erscheint, da neuere Erscheinungen nicht berücksichtigt sind (Einige Überlegungen zur Problematik der Exilautobiographik, S. 53., Anm.3).

<sup>61</sup> Bock. S./Hahn, M.(Hg.): Erfahrung Exil. S. 49.

„Erkenntnis, daß es am Ende wirklich nur das Ich gewesen war, das man hatte mitnehmen können“ konnten sich die Autoren auf Dauer nicht verschließen.<sup>62</sup> Daher erscheint beim Schreiben die Besinnung auf das eigene „Ich“ und seine Erfahrungen in der Vergangenheit als die nächstliegende Möglichkeit oder auch als der einzige Stoff, der den Autoren ohne Einschränkung zur Verfügung stand. Deutlich bringt diese Tendenz eine oftmals zitierte Feststellung von Ernst Weiß zum Ausdruck, die er Anfang 1939 auf einem PEN-Kongreß in Paris äußerte: „Was bleibt unsereins im Exil jetzt noch übrig, als von Erinnerungen zu leben und Memoiren zu schreiben?“<sup>63</sup> Dieser Rückgriff auf die eigene Biographie und die zurückgelassene Welt der Heimat wird angesichts äußerer Probleme und Bedrohungen, die das Exil für die meisten Autoren mit sich brachte, um so mehr verständlich. Weiter führte die Exilsituation zu einer inneren Krise bei vielen Autoren, da sie sich eingestehen mußten, daß ihr eigener Lebensentwurf und ihre politischen Überzeugungen in der Heimat gescheitert waren. Somit kann autobiographisches Schreiben als Versuch interpretiert werden, die „extremen Verunsicherungen des Ich“<sup>64</sup>, also die durch das Exil ausgelöste Krise der eigenen Existenz und insbesondere der Existenz als Schriftsteller, zu bewältigen. Richard Critchfield deutet dieses Streben nach Erinnerung als Flucht: „Rupture and discontinuity in their lives and work could lead writers to perceive in memory and the conservation of memory an emotional and psychological refuge.“<sup>65</sup>

Neben den inneren Motivationen der Autoren sind noch einige äußere Faktoren zu nennen, die das verstärkte Auftreten der Autobiographie zumindest begünstigten. Erich Kleinschmidt gibt zu bedenken, daß der „Tendenz zum Formenkonservativismus“, die für die gesamte Exilliteratur kennzeichnend war, die traditionelle, eigentlich seit ihrer „literarischen Konstituierung im 18. Jahrhundert“ relativ unverändert gebliebene Gattung der Autobiographie entgegenkam. Ferner regte der noch während der Weimarer Republik um 1925 begründete „formalästhetische Zeitstil“ der *Neuen Sachlichkeit* viele Autoren zur „berichtenden Erfassung des eigenen Lebenslaufes“ an.<sup>66</sup> Noch wichtiger war im Exil wohl eine „didaktische Funktion“<sup>67</sup> der Autobiographie. Anhand der Darstellung des eigenen Lebens konnten

---

<sup>62</sup> Koopmann, H.: Von der Unzerstörbarkeit des Ich. S. 11.

<sup>63</sup> zit. nach Weißkopf, F.C.: Unter fremden Himmeln. S. 120.

<sup>64</sup> Koopmann, H.: Von der Unzerstörbarkeit des Ich. S. 15.

<sup>65</sup> Critchfield, R.: When Lucifer cometh. S. 142.

<sup>66</sup> Kleinschmidt, E.: Schreiben und Leben. S. 32.

<sup>67</sup> Critchfield, R.: Autobiographie als Geschichtsdeutung. S. 229.

vorangegangene Epochen analysiert und eine politische Botschaft vermittelt werden. Oft traten in diesem Fall die individuellen Erlebnisse eines Autors zugunsten einer allgemeineren Schilderung der Zeit in den Hintergrund.

Auf eine durch die Exilländer selbst bedingte Hinwendung zur Autobiographik hat Rainer Zimmer hingewiesen: Gerade in den angelsächsischen Ländern war ein stärkeres Interesse für dokumentarische, auch politische „non-fiktion - Literatur“ vorhanden als in Deutschland. Der Großteil der im Exil entstandenen autobiographischen Veröffentlichungen erschien folglich in England oder den Vereinigten Staaten. Aufgrund der ohnehin eingeschränkten Publikationsmöglichkeiten exilierter Autoren war eine Orientierung an den Lesererwartungen des Asyllandes eine wichtige Voraussetzung für die (erfolgreiche) schriftstellerische Tätigkeit.<sup>68</sup>

Andererseits ergab sich durch die Exilsituation ein legitimatorisches Problem für die Autobiographie: Durch den Status als Exilierte an den Rand der Gesellschaft gedrängt, stellte sich für viele Autoren die Frage, ob ihr erzähltes Leben überhaupt „Relevanz“ hätte. Zudem erübrigte sich aufgrund der Erfahrung des Exils ein traditionelles Legitimationsschema „spätbürgerlicher Autobiographik“, wie es etwa der „Rückblick auf ein erfülltes und erfolgreiches Leben“ darstellte.<sup>69</sup>

Das Exulantenschicksal lies freilich andere - z. T. existentiellere - Motive für die Abfassung einer Autobiographie in den Vordergrund treten. Der exilierte Autor hatte wohl in erster Linie das Bedürfnis, sich den Lesern seines Exillandes „zu erklären“, also die Gründe bzw. die Vorgeschichte seiner Flucht aus dem nationalsozialistischen Deutschland darzustellen und seine Identität als vertriebener Deutscher, Jude, Regimegegner, etc. zu thematisieren. „Autobiographie teilt Erfahrung mit, die von sich sagt: ‘So ist es mir geschehen und das habe ich getan!’“ - nach dieser Einschätzung von Michael Winkler wird der Rezipient zum kritischen Gesprächspartner des autobiographischen Textes.<sup>70</sup> Die Lebensbeschreibungen vieler Exilautoren bekamen somit die Funktion einer Rechenschaftsablage gegenüber der Leserschaft des Exillandes.

Diese recht unterschiedlichen Schreibmotivationen und äußeren Voraussetzungen führten daher zu einer nur schwer überschaubaren

---

<sup>68</sup> Zimmer, R.: Zur Autobiographik des Exils 1933-1945. S. 221.

<sup>69</sup> Ebd., S. 217.

<sup>70</sup> Winkler, M.: Autobiographie - eine Form der Rückkehr aus dem Exil? S. 68.

Vielfalt von autobiographischen Formen. Erich Kleinschmidt unterscheidet grundsätzlich „drei Ebenen“ des autobiographischen Schreibens im Exil: Zunächst gibt es die „unverstellte, autobiographische Direktaufzeichnung“, wie Tagebuch, Brief und Dokumentarbericht; eine zweite Ebene stellt die „eigentliche Autobiographie“ dar; und der dritten Ebene ordnet er die Literatur zu, die „ihre Fiktionen aus autobiographischen Quellen speist“.<sup>71</sup> Ästhetische Aspekte waren bei der Beschreibung des eigenen Lebens weniger wichtig. Kleinschmidt konstatiert, daß die Exilautobiographien generell mehr von „subjektiven Eindrücken und Wertungen“ als von „schöpferischen Kalkülen“ dominiert waren.<sup>72</sup> Ein anderes Einteilungskriterium orientiert sich mehr an den Intentionen der Autoren. Neben „traditionellen Mustern“ wie Künstlererinnerungen und Politikermemoiren bezeichnet Zimmer „repräsentatives Dokumentieren“ sowie den Typus einer „exemplarischen Wandlungsgeschichte“ als charakteristisch für die Exilautobiographie. Laut Zimmer war der Wunsch nach „Erfahrungsvermittlung als Verhinderung des Vergessens“ für viele Autoren ein wichtiger Anlaß, das eigene Leben aufzuschreiben. Viele Lebensschilderungen weiteten dabei ihre Perspektive in dokumentarischer Absicht zu einem Panorama der vergangenen Zeit aus, wobei in der Darstellung oft das „Ich“ des Autors gegenüber dem „Wir“ einer Generation zurücktritt. Vielfach wurde im Exil auch das eigene Leben unter dem Aspekt eines Wandlungsprozesses betrachtet, was besonders bei den Renegaten<sup>73</sup> als naheliegend erscheint.<sup>74</sup>

Mit dem Begriff „reflektorische Literatur“, den er in „Epochen- und Selbstreflexion“ aufgliedert, bezeichnet Frithjof Trapp im Exil entstandene Texte, in denen sich auf unterschiedlichste Weise autobiographische Elemente widerspiegeln. Dabei stellte die herkömmliche Autobiographie nur eine Möglichkeit der „Reflexion“ dar; oft bildete die Biographie des Verfassers nur den Hintergrund für eine weiter ausgreifende fiktionale Gestaltung der Texte. Auch Trapp sieht den Autor meist als „Zeugen der Zeit“. Die eigene Biographie ist

---

<sup>71</sup> Kleinschmidt, E.: Schreiben und Leben. S. 24.

<sup>72</sup> Ebd., S. 26.

<sup>73</sup> Arthur Koestler und Gustav Regler schildern in *Sonnenfinsternis* bzw. *Das Ohr des Malchus* ihre Abkehr vom Kommunismus.

<sup>74</sup> Zimmer, R.: Zur Autobiographik des Exils 1933-1945. S. 218ff. Eine neuere ausführliche Untersuchung über die Renegatenliteratur gibt Michael Rohrwasser: *Der Stalinismus und die Renegaten*. Stuttgart 1991. Zur Renegatenliteratur von Frauen siehe auch Christine Bühler: *Renegatinnen und Soldatinnen der Partei*. Regensburg 1997.

hier nicht nur „privates Dokument“, sondern wird zugleich unter dem Gesichtspunkt der Generalisierung von Zeittendenzen gesehen.<sup>75</sup>

Eine generelle Eigenschaft der Gattung, die besonders von der neueren Autobiographieforschung hervorgehoben wird, darf auch bei der Betrachtung der Autobiographik im Exil nicht aus dem Blick geraten: Der Autobiograph gibt kein reales Abbild seines Lebens; er kann keine „Rekonstruktion der historischen Wirklichkeit“ leisten.<sup>76</sup> Vielmehr wird beim autobiographischen Schreiben durch den Prozeß der Erinnerung und unter der Situation der Gegenwart eine Interpretation der eigenen Vergangenheit vorgenommen. Eine ebenso subjektive wie selektive Erinnerung setzt der genauen Rekonstruktion des eigenen Lebens enge Grenzen. Vielleicht noch wichtiger für das Verständnis der Gattung ist die Einsicht, daß Ereignisse der Vergangenheit in der Rückschau eine andere Perspektive oder Bedeutung gewinnen. Das „Hineinsehen des Gegenwärtigen in das Vergangene“ verbindet sich mit dem Bestreben des Autors, durch autobiographisches Schreiben in seinem Leben eine Linie herauszuarbeiten und seiner Existenz Sinn zu verleihen.<sup>77</sup>

So ist sich der Autor Soma Morgenstern durchaus der Beschränktheit seines Erinnerungsvermögens bewußt und vertraut trotzdem darauf, daß dieses eine sinnvolle Darstellung der Vergangenheit erlaubt:

Ich mache immer wieder die Erfahrung, daß auf die Erinnerung kein sicherer Verlass ist, es sei denn: man unterwirft sich dem unkontrollierten Assoziationsprozess der Gedanken. Die beste Kontrolle des Gedächtnisses: gar keine. Man kann die Erinnerung nicht melken. Man überlasse sie ihrem freien Fluß. Eine späte Erinnerung wird schon dartun, daß ihr scheinbar verworrener, scheinbar zufälliger Drang einen fast immer richtig assoziierten Zusammenhang hatte.<sup>78</sup>

Gerade durch die Erlebnisse des Exils hatte sich für viele Autoren der Blick auf ihre Vergangenheit verändert, und deshalb beeinflusste die räumliche wie weltanschauliche Distanz zur Heimat ihren Erinnerungsprozeß. Richard Critchfield klassifiziert die Autobiographie als „mixture of fact and fiction“ und weist darauf hin, daß sie auch im Exil den subjektiven Erinnerungen und Einschätzungen ihrer Verfasser unterliegt:

---

<sup>75</sup> Trapp, F.: Deutsche Literatur im Exil. S. 186f.

<sup>76</sup> Aichinger, I.: Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk. S. 179f.

<sup>77</sup> Ebd., S. 181.

<sup>78</sup> zit. nach Schulte, I.: Soma Morgenstern - der Autor als Überlebender. S. 319.

A flawed memory, desired or undesired, plays a key role in the fictionalization of one's past and self. Like all autobiographers, the exiles were not immune to the distortion of facts, to deception and fictions and to self glorification.<sup>79</sup>

Diese Eigenheiten des autobiographischen Schreibens und ebenso die Vielzahl der tatsächlich vorhandenen Formen lassen in der Moderne kaum eine eindeutige und nicht anfechtbare Bestimmung oder Abgrenzung der Gattung beispielsweise gegenüber dem Roman zu.<sup>80</sup> Natürlich kann für die Exilliteratur auch festgehalten werden, daß die jeweilige von den Autoren gewählte Form der Verschriftung für die Aussage der Texte oftmals zweitrangig ist. Ob es sich um eine genau nacherzählte Lebensgeschichte handelt, oder ob ein Roman mit autobiographischen Projektionen vorliegt, wird jetzt, da das Exilerlebnis Anlaß für autobiographische Reflexionen wird und diese zugleich von dem Bruch des Exils geprägt sind, weniger entscheidend. Wie das Autobiographische bei Alexander Granach und Henry William Katz realisiert ist, soll im folgenden gezeigt werden.

## 2.2 Autobiographie: *Da geht ein Mensch*

Trotz unterschiedlicher Definitionen und oft unklarer Bestimmung der Gattung Autobiographie gerade auch im Exilzusammenhang bereitet eine diesbezügliche Einordnung von *Da geht ein Mensch* zunächst keine Probleme. Der Definition der Autobiographie mit Hilfe eines Rückgriffs auf die Übersetzung des Wortes selbst „als Beschreibung des Lebens eines Menschen durch diesen selbst“<sup>81</sup> genügt Alexander Granachs Text. Eine etwas genauer gefaßte Bestimmung von Philippe Lejeune kann ebenso ohne Schwierigkeiten auf Granachs Werk angewendet werden:

---

<sup>79</sup> Critchfield, R.: When Lucifer cometh. S. 4.

<sup>80</sup> Vor allem in den 70er Jahren entstanden viele gattungstheoretische Untersuchungen zur Autobiographie (siehe Sammelband *Die Autobiographie*, hg. v. G. Niggli). In dieser Arbeit soll der einflußreiche Aufsatz von Philippe Lejeune „Der autobiographische Pakt“ (org. franz. 1973) dazu dienen, *Da geht ein Mensch* und *Die Fischmanns* im Kontext der Gattung näher zu bestimmen.

<sup>81</sup> Ingrid Aichinger plädiert aus Gründen der Klarheit für diese ältere, von Georg Misch vorgeschlagene Definition. (Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk. S. 189).

Rückblickender Bericht in Prosa, den eine wirkliche Person über ihr eigenes Dasein erstellt, wenn sie das Hauptgewicht auf ihr individuelles Leben, besonders auf die Geschichte ihrer Persönlichkeit legt.<sup>82</sup>

Unter Berücksichtigung der Leserperspektive führt Lejeune den Begriff „autobiographischer Pakt“ ein, der zwischen Autor und Leser geschlossen wird. Der Name auf dem Titelblatt oder eine einleitende Passage im Text beantwortet die Frage des Lesers, wer sich hinter dem erzählenden Ich verbirgt. Während der autobiographische Roman „auf der Ebene des Ausgesagten“ durchaus „Ähnlichkeit“ von Hauptfigur und Autor nahelegt, besteht hier auf „der Ebene der Aussage“ noch keine Identität. Die „Identität des Namens“ von Autor, Erzähler und Protagonisten wird somit zum entscheidenden Kriterium für die Autobiographie.<sup>83</sup> Aufgrund seines Namens auf dem Titelblatt und der Eindeutigkeit, mit der das erzählende Ich erkennen läßt, daß es seine eigene Geschichte erzählt und sich dabei auf diesen im Titelblatt angegebenen Namen bezieht, konstituiert - nach Lejeunes Kriterien - Alexander Granach in seinem Werk diesen „autobiographischen Pakt“.<sup>84</sup> Eine primäre Intention der Autobiographie, „die Persönlichkeit des Verfassers und sein Gewordensein darzustellen“<sup>85</sup>, kommt in Granachs Text zweifelsohne zum Ausdruck. Neben seinem äußeren Werdegang vom Sohn einer armen ostjüdischen Großfamilie in Galizien bis zum etablierten Schauspieler in Deutschland zeichnet Granach auch seinen inneren Reifungsprozeß nach. Die Emanzipation aus seiner traditionellen Umgebung sowie die Begegnung mit Kunst und Literatur eröffneten ihm „das Tor einer neuen, großartigen Welt“ (*Da geht ein Mensch*, 217)<sup>86</sup> und führen den Bäckergehilfen zu seiner eigentlichen „Berufung“, dem Theater. Die mehrfachen Verweise auf den ähnlich angelegten Entwicklungsroman *Der Pojaz* von Karl Emil Franzos verstärken den Eindruck, daß Granach seine Entwicklung zur Künstlerpersönlichkeit herausstellen will.

Schwierigkeiten bereitet dagegen der Untertitel „autobiographischer Roman“ von Granachs Buch, der nach den von Lejeune postulierten Kategorien im Widerspruch zu der vorhandenen Identität von Autor, Erzähler und Figur steht. Ob dieser Titel noch von Granach selbst

---

<sup>82</sup> Lejeune, P.: Der autobiographische Pakt. S. 215.

<sup>83</sup> Ebd., S. 229ff.

<sup>84</sup> Ebd., S. 232.

<sup>85</sup> Aichinger, I.: Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk. S. 175.

<sup>86</sup> Im folgenden werden Zitate aus den Texten in dieser Kurzform belegt: *Da geht ein Mensch* (DgM); *Die Fischmanns* (FM); *Schloßgasse 21* (SG).



stammt, bleibt unklar, da er sechs Wochen vor dem Erscheinen seines Buches gestorben ist. Die amerikanische Erstausgabe bei *Doubleday* von 1945 mit dem Titel *There goes an actor* trägt lediglich den erklärenden Zusatz „the story of a distinguished actor’s early years“, während alle deutschen Ausgaben von 1945 bis 1990 zusätzlich als „autobiographischer Roman, Lebensroman oder Roman eines Lebens“ gekennzeichnet sind.<sup>87</sup> Freilich findet sich die Gattungsbezeichnung „Roman“ auch im Untertitel anderer autobiographischer Schriften des Exils.<sup>88</sup> Da der Titel „Da geht ein Mensch“ noch keineswegs auf eine selbsterzählte Lebensgeschichte schließen läßt, kann der Untertitel natürlich nur als erläuternder Zusatz verstanden werden. Demzufolge wäre jedoch die Verwendung des Begriffs „Roman“ nicht notwendig gewesen. Sollte die Bezeichnung „autobiographischer Roman“ von Granach selbst stammen, kann sie wohl dazu dienen, sich gegenüber den Erwartungen des Lesers, der bei autobiographischen Texten dazu neigt „Verzerrungen und Irrtümer“ zu suchen,<sup>89</sup> einen größeren Freiraum in der Darstellung des eigenen Lebens zu sichern. Reflexionen über die Problematik der Erinnerung, die Critchfield als ein wiederkehrendes Element in nahezu allen autobiographischen Texten der Exulanten ausmacht,<sup>90</sup> sind in Granachs Buch nicht vorhanden. Mit dem Untertitel „autobiographischer Roman“ wird dieses Problem umgangen, da damit bereits eine nicht allzu strenge Orientierung des Textes an der Biographie des Autors suggeriert wird.

Sicherlich sind auch fiktionale Elemente in Granachs Darstellung seiner Kindheit in Galizien, insbesondere in den ersten Kapiteln des Textes, vorhanden. Diese Geschichten von seiner Geburt und Kleinkinderzeit dienen wohl mehr der Einführung der Lesers in die ostjüdische Welt, als daß sie die genauen Erinnerungen des Autors reflektieren. Granach spricht in einem Brief selbst von „Novellen“ über seine Kindheit.<sup>91</sup> In Brechts Journal findet sich ein ziemlich treffendes Urteil über den Wahrheitsgehalt des Textes: „die galizischen geschichten sind gut, nicht ganz so wahr, wie sie klingen“<sup>92</sup>. Gerade aufgrund der Anfangskapitel, die von Hexen, Geisterbeschwörungen und fest verwurzelttem Aberglauben erzählen, beurteilten viele Rezensenten das Buch als

---

<sup>87</sup> Klein, A./Kruk, R.: Alexander Granach. S. 218.

<sup>88</sup> Vgl. beispielsweise Bodo Uhse: *Söldner und Soldat*, Ludwig Renn: *Adel im Untergang*, Leonhard Frank: *Links wo das Herz ist*. (Kleinschidt, E.: Schreiben und Leben. S. 39, Anm. 75).

<sup>89</sup> Lejeune, P.: Der autobiographische Pakt. S. 231.

<sup>90</sup> Critchfield, R.: *When Lucifer cometh*. S. 142.

<sup>91</sup> vgl. Seite 9.

<sup>92</sup> Brecht, B.: *Arbeitsjournal*. 2.Bd 1942-1945. S.635 (15. 10. 1943).

„romanhaft“<sup>93</sup> oder als „fast märchenhaften Bericht“<sup>94</sup>. Andererseits zeigen erhaltene, handschriftliche Manuskripte Granachs („Rifkele“; „Stanislawski“), daß er um ein genaues Bild seiner Jugend bemüht war und sich bei der Abfassung seiner Autobiographie auch auf frühere Aufzeichnungen gestützt hatte.<sup>95</sup>

Den Lesern in Deutschland und Amerika wird mit diesem Buch auf alle Fälle eine fremde, entschwundene - zwar nicht verklärend, aber zumindest mit viel Verständnis geschilderte - Welt vorgeführt, die sich einer exakten Nachprüfbarkeit entzieht. Damit wird der Rezipient bei der Lektüre zum einen mit „unglaublichen“, weil ihm fremd erscheinenden, Geschichten und zum anderen mit dem autobiographischen Anspruch Granachs konfrontiert. Aichinger sieht jedoch die Frage nach der „Wahrheit“ einer Autobiographie nicht ausschließlich an der „Faktizität des Inhalts“ orientiert, sondern betont mehr die Notwendigkeit, beim autobiographischen Schreiben ein „geschlossenes Gefüge“ und eine „sinnvolle Gestaltung der Persönlichkeit“ herzustellen.<sup>96</sup>

Obgleich eine genaue Abgrenzung schwierig ist, kann *Da geht ein Mensch* nicht zur Memoirenliteratur gerechnet werden. Im Gegensatz zur Autobiographie, bei der verstärkt die innere Entwicklung eines Lebens in den Blick gerät, werden Memoiren als Schilderungen der „äußeren Ereignisse“ und der „Beziehungen zur Umwelt“ verstanden.<sup>97</sup>

Die Erinnerungen der auch aus Galizien stammenden Schauspielerinnen, Salka Viertel<sup>98</sup> und Elisabeth Bergner<sup>99</sup>, zeigen zwar deren Lebensweg als Künstlerinnen, jedoch stehen die Begegnungen mit anderen, meist bekannten Zeitgenossen im Mittelpunkt ihrer Texte. Demgegenüber legt Granach ein stärkeres Gewicht auf seine eigene Entwicklung vom ostgalizischen Bäckergehilfen zum Schauspieler auf den Berliner Bühnen. Neben seinem „Künstlerschicksal“ wird *Da geht ein Mensch* zu einem Zeugnis für die untergegangene Welt Galiziens, ohne daß dieser Anspruch - wie in vielen Lebensbeschreibungen der Exulanten<sup>100</sup> - im

---

<sup>93</sup> Schürenberg, W.: Da geht ein Mensch, in: Der Tagesspiegel, 22. 4. 1951.

<sup>94</sup> Landers, B.: Lesetip: Da geht ein Mensch, in: Theater heute, Nr. 6, Juni 1983.

<sup>95</sup> Die beiden bei Walther Huder aufgeführten Manuskripte von 1925 dürften, ihrer Überschrift nach zu urteilen, in die Kapitel 18, 19 und 21 von *Da geht ein Mensch* eingegangen sein (Huder, W. (Hg.): Alexander Granach und das jiddische Theater des Ostens. S. 100).

<sup>96</sup> Aichinger, I.: Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk. S. 186.

<sup>97</sup> Ebd., S. 178.

<sup>98</sup> Salka Viertel: Das unbelehrbare Herz. Hamburg, 1970.

<sup>99</sup> Elisabeth Bergner: Bewundert und viel gescholten... München 1978.

<sup>100</sup> Stefan Zweig sah sich in seiner Autobiographie mehr in der Rolle des Chronisten: „die Zeit gibt die Bilder, ich spreche nur die Worte dazu.“ (Die Welt von Gestern. S. 7); ähnlich äußerte sich auch

Text explizit formuliert ist. Beim Zeitpunkt des Erscheinens 1945 ist Granachs Autobiographie mehr als lediglich „Künstlererinnerungen“<sup>101</sup>: Das Buch wird zum Dokument der vernichteten ostjüdischen Kultur.

---

Manès Sperber: „Es geht nicht um meine ersten Jahre, sondern um etwas, was weit über eine Biographie hinausreicht: um das ermordete Städtel,“ (Die Wasserträger Gottes. S. 113).

<sup>101</sup> Unter diesem Begriff subsumiert Rainer Zimmer Granachs Autobiographie (Zur Autobiographie des Exils 1933-1945. S. 220).

### 2.3 Autobiographischer Roman: *Die Fischmanns*

Auch bei Katz' Romanen handelt es sich um eine Form des autobiographischen Schreibens, jedoch lassen die von Lejeune vorgeschlagenen Kriterien die Unterschiede der Konzeptionen von Katz und Granach erkennen: Analog zum „autobiographischen Pakt“ in *Da geht ein Mensch* kann bei Katz' Büchern vom „romanesken Pakt“ gesprochen werden. Die nach Lejeune „offenkundige Praxis der Nicht-Identität“, die durch den unterschiedlichen Namen des Autors Katz und der Hauptperson, des Ich-Erzählers Jakob Fischmann, zum Ausdruck gebracht wird, sowie die „Bestätigung der Fiktivität“ durch den Untertitel „Roman“ zeigen dem Leser,<sup>102</sup> daß *Die Fischmanns* und ebenso *Schloßgasse 21* nicht generell mit der Lebensgeschichte des Autors Henry William Katz gleichzusetzen sind. Damit ist aber noch nicht ausgeschlossen, daß im Text eine „Ähnlichkeit auf der Ebene des Ausgesagten“ besteht; gerade die erkennbaren Parallelen zwischen der erfundenen Erzählerfigur Jakob Fischmann und der Biographie des Autors Katz ordnen *Die Fischmanns* der „Kategorie des autobiographischen Romans“ zu.<sup>103</sup> Sein Leben, das Jakob Fischmann in Form eines „autobiographischen Gedächtnisprotokolls“<sup>104</sup> in den beiden Romanen erzählt, angefangen von Geburt und Kindheit in Galizien über die durch den ersten Weltkrieg bedingte Flucht nach Westen bis zur Jugendzeit in einem thüringischen Städtchen und schließlich der erneuten Flucht 1933, ist mit Katz' eigener Biographie nahezu identisch. In gleichem Maß ähnelt die geschilderte Familienkonstellation in den beiden Romanen den Familienverhältnissen des Autors. Die starke Verbindung von fiktionaler Gestaltung und realer Lebensgeschichte zeigt sich auch in Details: So ist der Name Strody von Jakob Fischmanns Geburtsstadt erfunden, während der Fluß Stryj wirklich in Galizien existiert.

Katz läßt Jakob Fischmann aus dem Rückblick erzählen. Der Prozeß der Erinnerung wird im Roman nicht ausgespart, ebenso wie Quellen angeführt werden, auf die sich der Erzähler im Laufe seiner Darstellung stützt. Obgleich er schon in jungen Jahren Galizien verlassen habe,

---

<sup>102</sup> Lejeune, P.: Der autobiographische Pakt. S. 232.

<sup>103</sup> Ebd., S. 229.

<sup>104</sup> ter Haar, C.: Erzähler im Exil. S. 1185.

bekannt der Erzähler am Beginn des Romans, sei die Genauigkeit seiner Erinnerung derart, „als hätte ich dort hundert und mehr Jahre verbracht“ (FM, 14). Weiter beruft sich Jakob Fischmann auf die vielen Erzählungen seiner Großeltern und seines Vaters, die er wiedergeben würde (FM, 17f), und ferner würden ihm „aufgefundene Briefe“ Aufschluß über seine Kindheit in Galizien geben (FM, 83). Diese Stellen schaffen zum einen größere Authentizität, da die Erinnerung an die Kindheit mittels solcher Quellen „realistischer“ erscheint, und belegen in gleicher Weise die Nähe von Autor und Erzähler. Für den Autor Katz stellt sich zunächst - selbst wenn er keine Autobiographie im engeren Sinn verfaßt - auch das Problem der Erinnerung, da er sich in seinem Roman auf das Milieu seiner Kindheit bezieht. So kann Jakobs Erklärung über die Entstehung des Buches als ergänzender Kommentar des Autors verstanden werden:

So entstand der Roman meiner Herkunft, bei dem meine Phantasie wohl die Form, aber keineswegs die Tatsachen zu beeinflussen hatte. Denn unser Leben ist an sich bewegt genug gewesen. (FM, 18)

In *Schloßgasse 21* finden wir dagegen keine Reflexionen über den Erinnerungsprozeß. Aufgrund höheren Alters des Erzählers und der geringeren zeitlichen Distanz zu der erzählten Zeit dürfte in diesem Buch die Problematik der Erinnerung weniger wichtig erscheinen. Wie beurteilte der Autor nun selbst den autobiographischen Gehalt seiner Texte? Katz betont in einem Interview, daß er „sehr wenige Erinnerungen“ an seine Kindheit in Galizien habe und daß vieles in den *Fischmanns* auf den Erzählungen älterer Menschen basiere. Das Buch stelle für ihn einen Versuch dar, seine „frühere Kindheit zurückzubringen“, was, wie er einräumt, nicht ganz gelungen sei.<sup>105</sup> Noch deutlicher äußert sich Katz zum Verhältnis von Fiktion und Realität im Nachwort des Romans:

In dem Buch „Die Fischmanns“, in dem Erinnerungen an die ostjüdischen Freunde meiner Kindheit in Deutschland mit Entdeckungen meiner eigenen Kindheit und mit Erfahrungen und Phantasie vermischt sind, beschreiben die Personen ihr eigenes Leben selbst. Sie sprechen in dem Buch, nicht ich. Sie diktierten mir, und ich schrieb nieder, was sie mir sagten. Es war ihre Idee, daß ich Jakob Fischmann wurde. Der

---

<sup>105</sup> Katz, H.W.: Gespräch zur Zeit. RIAS Berlin. S. 2f. 4. 10. 1987, (Nachlaß Katz).

Roman hatte von Anfang an sein eigenes Leben, ich war nur ausführender Erfüllungsgehilfe.<sup>106</sup>

Hier tritt der Autor hinter die von ihm erfundenen Personen zurück, und sein eigener Erfahrungshintergrund stellt dem Text lediglich das „stoffliche Substrat“<sup>107</sup> zur Verfügung. Wie schon oben ausgeführt, ist unbedingt eine Unterscheidung zwischen dem Erzähler Jakob Fischmann und dem Schriftsteller Katz zu treffen.<sup>108</sup> Mit der Einführung dieser fiktiven Erzählerfigur, die zwischen dem Autor und seinem Text steht und gleichzeitig zur Vermittlung der erlebten Erfahrungen des Autors eingesetzt wird, ergibt sich bei der Gestaltung des Textes ein größerer Spielraum als bei völliger Identität von Erzähler und Autor. Die Darstellung der eigenen Individualität wird für Katz also, anders als im Fall der „unverhüllten Autobiographie“, nicht zur „primären Gestaltungsaufgabe“,<sup>109</sup> sondern der Autor kann über seine eigene Person und sein Lebensumfeld hinausgreifende Darstellungen und Akzentuierungen des Stoffes vornehmen, ohne sich allzu streng an der eigenen Vita zu orientieren. Das breite Personenpanorama in den *Fischmanns* und die im Text enthaltenen Verweise auf die Exilsituation belegen eindeutig, daß sich Katz nicht auf die Schilderung seiner eigenen Vergangenheit beschränkt. Der Leser wiederum wird trotzdem versuchen, die Geschichte der Fischmanns als „autobiographisch“ zu verstehen, da er, wie Lejeune gezeigt hat, trotz einer bestätigten Fiktionalität eines Textes dazu neigt, Ähnlichkeiten zwischen Autor und dem dargestellten Stoff herzustellen.<sup>110</sup>

Carel ter Haar geht in seinem Aufsatz von einer „insgesamt vorsichtigen Individuation des Erzählers in beiden Romanen“ aus.<sup>111</sup> In den *Fischmanns* entwickelt der Ich-Erzähler Jakob Fischmann an sich wenig eigene Konturen; vielmehr lassen seine zahlreichen Kommentare und Reflexionen, die über das erzählte Geschehen in Galizien hinausführen und verallgemeinern, den exilierten Autor Katz erkennen. Unbestreitbar war die Erinnerung an die eigene Vergangenheit zunächst die wichtigste Inspiration für Henry William Katz, aber zugleich betonte er in einer Exilzeitung die aktuelle, politische Dimension seines Buches und

---

<sup>106</sup> Katz, H.W.: Die Fischmanns. Nachwort. S. 259.

<sup>107</sup> Kleinschmidt, E.: Schreiben und Leben. S. 27.

<sup>108</sup> Katz selbst nimmt diese Abgrenzung nicht so exakt vor. In dem 1985 entstandenen Nachwort zu den *Fischmanns* bezeichnete er sich etwas mißverständlich selbst als „Erzähler“ (S. 258).

<sup>109</sup> Kleinschmidt, E.: Schreiben und Leben. S. 27.

<sup>110</sup> Lejeune, P.: Der autobiographische Pakt. S. 231.

<sup>111</sup> ter Haar, C.: Erzähler im Exil. S. 1189.

erklärte, „bewusst als Emigrant“<sup>112</sup> zu schreiben. *Die Fischmanns* spiegeln wohl zwei gegensätzliche Ansprüche wider, in deren Spannungsfeld Critchfield autobiographisches Schreiben im Exil generell lokalisiert:

Auf der einen Seite führte das Trauma der Niederlage, der Exilierung und Entfremdung von der Heimat zum Bedürfnis nach der Konservierung der Erinnerung und der Selbstrechtfertigung, auf der anderen Seite war jedem Exilschriftsteller klar, daß das Nur-Persönliche und Allzu-Persönliche im Kampf gegen die Nazis keinen Platz hätte.<sup>113</sup>

---

<sup>112</sup> Katz, H.W.: Kurze Selbstbiographie, in: PTZ Nr. 345, 23. 5. 1937.

<sup>113</sup> Critchfield, R.: Autobiographie als Geschichtsdeutung. S. 229.

### 3. Inhaltsanalyse

Maria Klanska betrachtet in ihrer Studie die Autobiographien ostjüdischer Autoren unter drei verschiedenen Aspekten: Das Bild der ostjüdischen Gemeinschaft, der Weg aus dem Shtetl und der Neuanfang in Deutschland „zwischen Assimilation und Fremdheit“.<sup>114</sup> Meine Inhaltsanalyse folgt im Prinzip diesem Vorgehen und ist bei einer weitgehend werkimmanenten Interpretation in fünf ähnliche Themenkreise gegliedert, die sich in beiden Werken ermitteln lassen. Bei Alexander Granachs Text wird ferner ein Blick auf die Künstlerthematik geworfen, da seine Autobiographie auch als „Theaterroman“<sup>115</sup> gelesen werden kann. Soweit erforderlich, soll der zweite Roman von Katz, *Schloßgasse 21*, der eng an *Die Fischmanns* anschließt, in die Analyse mit einbezogen werden.

In Anlehnung an Klanskas Untersuchung werden die Begriffe „Shtetl“ und „Flucht“ metonymisch verwendet. Das „Shtetl“ bezeichnet somit nicht nur eine überwiegend von Juden bewohnte Kleinstadt in Osteuropa, sondern steht generell für die ostjüdische Gemeinschaft auf dem Land ebenso wie in den Städten. In gleicher Weise bezeichnet der Terminus „Flucht“ jegliche „Migration eines ostjüdischen Subjekts aus dem heimatlichen Wohnort“ nach Westen.<sup>116</sup>

---

<sup>114</sup> Klanska, M.: *Aus dem Shtetl in die Welt*. S. 5.

<sup>115</sup> Przybecki, M.: *Belletrisierte und reale Theaterkarrieren aus dem ostgalizischen Ghetto*. S. 12.

<sup>116</sup> Klanska, M.: *Aus dem Shtetl in die Welt*. S. 10 u. S. 241.



## 3.1 Alexander Granach: *Da geht ein Mensch*

### 3.1.1 Die Familie

„Familie ist wie Erde. Man lebt da, und sie nährt einen, aber Freundschaften sind wie Diamanten und Goldadern“ (DgM, 189), bekennt Alexander Granach, als er bereits seine Familie verlassen hatte und in Lemberg lebte. Obgleich in Granachs Leben Freundschaftsbande mehr Bedeutung als familiäre Bindungen bekommen sollten, wird das ostjüdische Milieu seiner Heimat in erster Linie anhand seiner armen und streng religiösen Familie konkretisiert.

Die Familie Gronach lebte zunächst in dem Dorf Werbiwizi mit überwiegend ukrainischer Bevölkerung, wo sie neben der Landwirtschaft auch einen „kleinen Kramladen“ betrieb (DgM, 15). Der Autobiograph wurde als neuntes Kind geboren und erhielt den Namen Jessaja. Seine Mutter erwähnt Alexander Granach nur am Rande; hauptsächlich als schwer arbeitende Frau, die vollauf mit der Versorgung des Haushalts und der neun Kinder beschäftigt war (DgM, 8f). Ein deutlicheres Bild zeichnet Granach von seinem Vater Aaron Gronach. Als Oberhaupt der Familie war er vor allem für die religiöse Erziehung der Kinder verantwortlich und wurde ebenso respektiert wie geliebt:

Unser Vater war ein Patriarch. Wir hielten Disziplin, und er hat uns selten geprügelt. Wir gehorchten aus Liebe. Wir gehorchten auch den älteren Geschwistern. Es gehörte beinahe zur Religion, und wir waren sehr fromm. Wenn Vater uns manchmal schlug, weinten wir nicht wegen der Schmerzen. Wir nahmen stumm die Schläge hin und gingen in eine Ecke und waren nur unglücklich darüber, daß der Mann, den wir so liebten, uns schlagen konnte. (DgM, 62)

Trotz dieser patriarchalischen Stellung schildert Granach seinen Vater als weise und verständnisvoll, der seine Kinder wie Freunde behandelt und ernst nimmt (DgM, 9). Aaron Gronach drängt seinen Sohn nicht in die traditionelle Lebenswelt der Ostjuden, sondern läßt ihm die freie Entscheidung über seinen Lebensweg. So ist der Vater einverstanden,

daß Granach mit noch nicht 13 Jahren die Familie verläßt und in einer anderen Stadt arbeitet (DgM, 135). Selbst als Granach schließlich dem ostjüdischen Milieu den Rücken kehrt und nach Berlin geht, um dort als Schauspieler Fuß zu fassen, wünscht ihm sein Vater in einem Brief guten Mut und akzeptiert letzten Endes seine Flucht aus dem traditionellen Umfeld, obgleich er den Weg seines Sohnes nicht recht verstehen kann (DgM, 210). Zum Bild des Vaters gehört auch seine - trotz der Armut - große religiöse Gelehrsamkeit, die ihm den Respekt seiner Nachbarn einbringt (DgM, 10). Die enge Freundschaft des Vaters mit dem ukrainischen Christen Jus Fedorkiw zeigt ihn trotz seiner starken Verankerung im Judentum als toleranten Mann (DgM, Kap.6). Viele von Alexander Granachs älteren Geschwistern verlassen früh das Elternhaus, um der Armut der Großfamilie zu entgehen und um sich selbst den Lebensunterhalt zu verdienen. Granach zeigt seine Familie bereits im Prozeß der Auflösung. Als der vierte Sohn Leibzi in die Ferne zieht, ahnt der Vater, daß seine traditionelle Großfamilie zerfallen wird und stellt resignierend fest: „Meine lieben Kinder sind wie die Vögel, sobald sie Federn kriegen, fliegen sie davon ohne dem Vater ein Wort zu sagen - vielleicht muß es so sein.“ (DgM, 106) Die Familie Gronach muß selbst bald aus wirtschaftlicher Not ihr Heimatdorf Werbiwizi verlassen und zieht in die kleine Stadt Skolje; Antisemitismus und schlechte Arbeitsbedingungen treiben die Gronachs schließlich weiter in das jüdische Ghetto der Bezirkshauptstadt Horodenka. „Das Dorf hatte uns endgültig ausgespien“ (DgM, 67), bilanziert Granach nüchtern den Verarmungsprozeß, der seine Familie zum häufigen Ortswechsel zwingt. Das frühe Ende der Kindheit, eine Erfahrung, die sich in anderen Autobiographien von Autoren aus Galizien findet<sup>117</sup>, trifft auch für Granach zu. Er wird schon früh „in das Leben geworfen“: Als Kind mußte er in der Bäckerei seines Vaters mitarbeiten, mit zehn Jahren suchte er sich eine eigene Stelle bei einem anderen Bäcker (DgM, 106). Die Konfrontation mit „Rivalität und Konkurrenz“ (DgM, 75) im täglichen Leben lassen den jungen Jessaja bald selbständig werden. Das Leben der Familie Gronach erscheint als ständiges Ringen um wirtschaftliches Überleben; die Kinder müssen schnell erwachsen werden und zum Unterhalt der Familie beitragen. Dagegen sorgt der gelebte jüdische Glaube für einen festen Bezugspunkt in dem „unruhigen Dasein“ (DgM, 21). Die jüdische Religion und die entsprechenden religiösen Vorschriften und Gebräuche sind wie

---

<sup>117</sup> Wallas, A.: Kindheit in Galizien. S. 31.

selbstverständlich in das Alltagsleben der elfköpfigen Familie integriert. Die naive Frömmigkeit seiner Mutter und die weise, gelassene Religiosität seines Vaters lassen Granach in der jüdischen Tradition aufwachsen.

### 3.1.2 Das Bild des Ostjudentums

Mit Granachs Schilderung seiner Kinder- und Jugendjahre entsteht auch ein Bild des ostjüdischen Milieus in Galizien. Zu Verklärung oder gar Mythisierung der Lebensumstände im Shtetl besteht wenig Anlaß. Armut und Diskriminierung kennzeichnen den Alltag der Juden in Galizien. Um ein Auskommen zu haben, müssen die ostjüdischen Familien hart arbeiten. Die Schilderung des jüdischen Ghettos von Horodenka, der Stadt, in die Familie Aaron Gronach vom Land zugewandert ist, läßt keinen Zweifel an den ärmlichen Lebensbedingungen der jüdischen Bevölkerung:

Die Untergassen waren schmutzig und es stank, und wenn nicht Regen und Frost den Dreck weggewaschen und die Luft gereinigt hätten, wären die Leute einfach erstickt. Die kleinen Holzhäuschen standen aneinandergereiht, denn es war ja billiger, an des Nachbarn Wand anzubauen. Ein Haus drückte sich, stützte sich, lehnte sich an das andere wie gebrechliche, kränkliche Wesen, die schwach sind und frieren und Angst haben, allein zu sein. In diesen Häuschen lebte die Armut: Schuster, Schneider, Tischler, Spengler, Faßbinder, Maurer, Kürschner, Bäcker und allerlei Kutscher und Lastträger - alles fleißige Menschen, die den ganzen Tag herumjagten, um ein Brot oder fünf Kreuzer zu verdienen, damit die Stuben voller Kinder was zum Essen kriegten. (DgM, 70f)

Granach verweist auf die prekäre wirtschaftliche Lage der ostjüdischen Handwerker und Händler in den Shtetln. Eine frühe Mitarbeit der zahlreichen Kinder in den Berufen und Geschäften ihrer Eltern war üblich; die großen Familien waren überdies durch eine schwierige Ernährungslage und schlechte hygienischen Zustände gefährdet.<sup>118</sup> Deutlich unterscheidet Granach das Leben auf dem Land von der

---

<sup>118</sup> Manès Sperber berichtet, daß sich die Shtetlbewohner in ironischer Anspielung auf ihre schlechten Lebensverhältnisse selbst als „Luftmenschen“ oder „Luftexistenzen“ bezeichneten (Die Wasserträger Gottes. S. 20).

Situation in den galizischen Städten: „In der Stadt lebte man nicht mehr von der Erde, sondern von den *Menschen*.“ (DgM, 68)<sup>119</sup>

Diesen Widrigkeiten des täglichen Lebens stand ein fester, ja völlig unerschütterlicher, Glaube gegenüber. Granach wächst in einer Welt auf, in der festes Gottvertrauen und die strenge Befolgung religiöser Vorschriften ein wesentlicher Bestandteil des täglichen Lebens sind. Sich diesen Regeln zu entziehen, würde geradezu bedeuten, sich gegen Naturgesetzmäßigkeiten zu stellen. Granachs älterer Bruder Abram bekommt große Schwierigkeiten, als er ertappt wird, wie er als Jude mit „treifendem Vieh“ (Schweinen) handelt (DgM, 27f). Das Festhalten an der Religion und den Traditionen der Väter ist in den ostjüdischen Familien selbstverständlich; ein Abfall vom Glauben erscheint undenkbar:

Denn nicht zu glauben oder nur zu zweifeln würde ja soviel heißen, wie nicht zu glauben und zu zweifeln, daß die zuverlässige feste Erde dich tragen kann, zu zweifeln am Aufgang der Sonne jeden Morgen, zu zweifeln, daß nach eisigstem Winter der Frühling wiederkomme, oder gar, daß nach der Schneeschmelze die Wintersaat aufginge! (DgM, 40)

Gespräche über verschiedene religiöse Fragen „in täglichen, wöchentlichen, ja jährlichen Fortsetzungen“ (DgM, 39) bestimmten den Alltag des Vaters der Familie. Dem Leser wird ein umfassendes Bild der lebendigen kulturellen und religiösen Traditionen der ostjüdischen Gemeinschaft vermittelt. Durch viele jiddische und hebräische Begriffe gewinnt Granachs Darstellung der ostjüdischen Welt an Anschaulichkeit. Die Feier des „Schabbath“ ist der Höhepunkt der Woche; trotz der einfachen Verhältnisse der Familie Granach wird der Tag festlich und mit großem Aufwand begangen (DgM, 29ff). Als der Doktor dem stumm gewordenen Bruder Schmiel nicht helfen kann, bemüht die Familie einen Wunderrabbi (DgM, 111). Weiter ist die Rede von einem berühmten Rabbi aus Czortkow, dessen Segen Granach bekommt, als er in die Fremde geht (DgM, 147f). Diese Stellen lassen darauf schließen, daß Granach im Umfeld des in Galizien weit verbreiteten Chassidismus aufgewachsen ist.<sup>120</sup>

---

<sup>119</sup> Auf eine ähnlich prägnante Formel bringt Naphtali Kroj die begrenzten wirtschaftlichen Möglichkeiten in seiner Heimatstadt: „Man lebte von guten Gelegenheiten.“ (Roth, J.: Erdbeeren. S. 116).

<sup>120</sup> Chassidismus ist eine Strömung im Ostjudentum, die der Tora-Gelehrsamkeit eine mehr emotionale (Volks)Frömmigkeit vorzog. Wunderrabbis, die Zaddiken, waren die zentralen Gestalten des Chassidismus. Die Schriften des jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber

Seine religiöse Unterweisung erhielt der junge Jessaja neben dem Vater vor allem im Cheder, einer Art jüdischen Elementarschule, durch den armen Rabbi-Lehrer Schimschale, der Milnitzer, der seinen Schüler die Tora lehrte, indem er „für jeden Satz, ja manchmal für ein Wort eine ganze erklärende oder erläuternde Geschichte erzählte“ (DgM, 80). Die Geduld und Weisheit des Lehrers Schimschale und seine vielen Geschichten werden zu einer prägenden Erfahrung für Granach, an die er sich auch im späteren Leben noch oft erinnert. Ostjüdische Geschichtenerzähler finden sich mehrmals in *Da geht ein Mensch*; Alexander Granach selbst habe, so vermutet eine Rezensentin, das Erzählen von wandernden Juden und Rabbinern gelernt.<sup>121</sup> Schon zu Beginn des Buches läßt Granach den alten Jessajah Berkowitz auftreten, der jiddische und ukrainische Legenden und Gleichnisse erzählt und mit seinen Geschichten ein Zerwürfnis seiner Eltern schlichtet (DgM, 10ff). Granach berichtet ferner, wie sich manchmal Aberglauben und Religion im Ostjudentum vermischten: Eine alte „Hexen-Hebamme“ bedrängte bei Granachs Geburt seine Mutter, daß ein „drittklassiger zahnloser Kobold“ in ihr Neugeborenes gefahren sei, den sie nur mit verschiedenen Beschwörungen austreiben könne. (DgM, 21)

Während Granach die soziale Rückständigkeit der Juden in Galizien deutlich herausstellt, schildert er die strenge Religiosität seiner Heimat nicht negativ. Besonders die Rolle des Vaters als religiöser Erzieher und zugleich verständiger Ratgeber wird mehrmals hervorgehoben; Granach war durch sein gläubiges Elternhaus geprägt: „Ich war fromm erzogen, mit großer Ehrfurcht vor Gottes Welt“ (DgM, 209). Die Trennung von der Familie hatte zumindest nicht unmittelbar eine Entfremdung vom jüdischen Glauben zur Folge. Als Granach bei einem Bäcker in Stanislaus arbeitete und von seinen Kollegen ausgenutzt wurde, wurde das tägliche Gebet zu seinem einzigen Trost (DgM, 157f). Auch mit zunehmender Distanz zur religiös orientierten Lebenswelt seiner Kindheit wird diese nicht negativ beurteilt. In Berlin reagierte Granach verletzt, als seine neue Umgebung über seine Gebete für den toten Vater spottete. (DgM, 211) Selbst die für ihn neue Welt des Theaters in Berlin beschreibt er mit Begriffen seiner galizischen Herkunft. „Wie junge Chassidim ihrem Wunderrabbi lauschen“ (DgM, 266), schildert Granach die Verehrung und Begeisterung der jungen Schauspieler für den Theaterregisseur Max Reinhardt.

---

fürten zu einer Wiederentdeckung des Chassidismus im westlichen Judentum. (siehe auch Scholem, Gershom: *Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen*. Stuttgart 1957).

<sup>121</sup> Landers, B.: Lesetip: *Da geht ein Mensch*. S. 69.

### 3.1.3 Antisemitismus

Das Verhältnis von jüdischer und nichtjüdischer Bevölkerung wird eingehend thematisiert. Granach betont zwar am Anfang seiner Autobiographie, daß die drei galizischen Bevölkerungsgruppen Ukrainer, Polen und Juden viele Gemeinsamkeiten hätten (DgM, 7), aber ebenso gehörte dort der christlich-jüdische Gegensatz zum Alltag. Später wird Granach in Deutschland und während seiner Zeit als Soldat im ersten Weltkrieg mit antijüdischen Ressentiments konfrontiert. Schon als Kind erfährt Granach von den Spannungen zwischen Christen und Juden, ohne daß er dies schon richtig verstehen kann. Obgleich die Familien in seinem Geburtsdorf Werbiwizi eng zusammenlebten und Granach mit den ukrainischen Nachbarskindern zusammen aufwuchs, bestand doch ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen Juden und Christen:

Uns war das alles mehr als fremd. Die ganze Woche war man befreundet, half sich gegenseitig; wir hatten dieselben Nöte, dieselben Masern, dieselben Pocken, dieselben Arzneien, planschten oder glitschten im selben Bächlein, aber jeden Sonnabend wurden wir daran erinnert, daß wir Juden waren. Und jeden Sonntag wurden sie daran erinnert, daß sie Christen waren. Die beiden Begriffe standen sich fremd, kalt und gehässig gegenüber. (DgM, 33)

Der ukrainische Dorfpfarrer verstand es, mit seinen haßerfüllten Predigten Mißstimmung gegenüber den Juden im Dorf zu erzeugen und war somit indirekt dafür verantwortlich, daß die aufgehetzten und betrunkenen Söhne des Nachbarn, den geistig behinderten Bruder Granachs, Rachmonessel, zu Tode jagten (DgM, Kap.7). Verbindungen zwischen Christen und Juden waren kaum möglich: Die Liebesbeziehung zwischen Granachs älterer Schwester Rachel und dem ukrainischen Nachbarsohn Iwan wurde von den Brüdern beider Familien mißbilligt, und das Paar wurde schließlich aus dem Dorf verjagt (DgM, 54). Lediglich die Freundschaft zwischen seinem Vater Aaron Granach und dem ukrainischen Bauern Jus Fedorkiw schildert Granach als positive Ausnahme. Beide Nachbarn haben viel Respekt vor den religiösen Überzeugungen des jeweils anderen und lassen sich nicht von den Vorurteilen ihrer Umgebung beeinflussen. Diese Freundschaft überdauert all den Haß, und die ältesten Söhne der beiden bauen - dem Verhalten ihrer Väter gemäß - gemeinsam nach dem ersten Weltkrieg

das von Pogromen zerstörte Geburtshaus Granachs wieder auf (DgM, 387f).

Von Assimilationsbestrebungen in Galizien erfährt man in dem Buch wenig; lediglich ein Kapitel befaßt sich mit der Baron Hirsch Schule<sup>122</sup>, die der junge Granach in Horodenka neben dem Cheder besuchte. Der Schulbetrieb dort war aber für ihn trotz des modernen, westeuropäischen Standards eine überwiegend negative Erfahrung, da die Lehrer die Schüler mit wenig Verständnis behandelten (DgM, 89f). Am Beispiel seines Bruders Schmiel zeigt Granach, daß die Assimilierung zur Verleugnung und Geringschätzung der eigenen Herkunft führen kann. Sein älterer Bruder Schmiel, der als erster die Familie verließ und in die österreichisch-ungarische Armee eintrat, kam als „Daitsch“ in seine ostgalizisches Elternhaus zurück und weigerte sich, weiterhin Jiddisch zu sprechen (DgM, 108).

Auch in Deutschland bekam der Autobiograph zu spüren, daß er Jude, insbesondere, daß er ein aus dem Osten zugewanderter Jude war. Der Leiter der Schauspielschule bei Max Reinhardt, selbst ein Jude, spottet über seinen Akzent und benachteiligt ihn aufgrund seiner armen, galizischen Herkunft. Granach charakterisiert ihn als Menschen mit mangelndem Selbstbewußtsein, das dieser durch „anschmeißerische Assimilation“ (DgM, 239) zu kompensieren versucht und sich daher zum jüdischen Antisemiten entwickelt. Doch auch Granach muß sich anpassen. Seine erste Rolle am *Deutschen Theater* bringt ihm den neuen Vornamen Alexander ein: „Jessaja - fürs *Deutsche Theater* klingt es zu jüdisch“ (DgM, 244), stellte der Sekretär des Theaters fest und bietet ihm den Namen Alexander an. Offen zutage tritt der Antisemitismus in den Jahren des ersten Weltkriegs. Granach wurde Soldat in der österreichischen Armee und mußte ertragen, wie sein Vorgesetzter Hauptmann Czerny ständig mit antisemitischen Sprüchen Disziplin herstellen will (DgM, 303f). Nach Granachs Flucht aus italienischer Gefangenschaft bezichtigt ihn Czerny statt dessen der Desertion und verweigert ihm die verdiente Anerkennung (DgM, 378). Als Granach gegen Ende des Krieges ins ostgalizische Kolomea versetzt wurde, mußte er feststellen, wie in seiner Heimat die jüdische Bevölkerung zwischen alle Fronten geriet und zum Opfer von Pogromen wurde. Zuerst setzte die zaristische Armee den Juden in Galizien zu; am Ende des ersten Weltkriegs ermordeten die Soldaten des ukrainischen

---

<sup>122</sup> Ein System von modernen Grund- und Berufsschulen, das auf Initiative des Baron Moritz Hirsch (1831-1896) errichtet wurde, sollte die Bildungschancen der jüdischen Kinder in Galizien verbessern (Schoeps, J.H.: Neues Lexikon des Judentums, S.199).

Diktators Petljura viele seiner Landsleute. Diese Judenpogrome waren auch Thema eines Theaterstücks, das Granach im amerikanischen Exil zusammen mit jüdischen Arbeitern inszenierte.<sup>123</sup>

Granach stellt heraus, daß Antisemitismus häufig von höhergestellten oder gar besser gebildeten Menschen ausgeht, während die einfachen Menschen nicht von sich aus antisemitisch eingestellt sind, sondern lediglich die von der Obrigkeit verbreiteten antijüdischen Resentiments übernehmen. Der Dorfpfarrer in Galizien und der Offizier im Krieg bedienen sich antisemitischer Vorurteile, dagegen respektieren sich die armen Bauern Granach und Fedorkiw gegenseitig bzw. halten die einfachen Soldaten in der österreichischen Armee ohne Ansehen ihrer Herkunft zusammen.

#### 3.1.4 Flucht

Viele Juden sahen in der Assimilierung die einzige Möglichkeit, den ständigen Diskriminierungen seitens ihrer Umgebung zu entgehen. Diese war jedoch in Galizien für Juden, soweit sie nicht zu einer kleinen gebildeten Oberschicht gehörten, faktisch unmöglich; somit blieb den Assimilationswilligen lediglich die Flucht aus dem Shtetl.<sup>124</sup> Die Auswanderung oder Flucht ging immer mit einer Ablösung von den traditionellen Normen und Vorstellungen der Heimat einher und bot andererseits die Aussicht auf bessere soziale Verhältnisse oder beruflichen Erfolg. Dieser Zusammenhang besteht auch in Granachs Autobiographie. Erst nachdem Granach Galizien verlassen hatte, wurde es ihm möglich, seiner Theaterleidenschaft nachzugehen und in Berlin eine Ausbildung zum Schauspieler zu beginnen.

Alexander Granach ist nicht der einzige „Ghettoausreißer“<sup>125</sup> in seiner Umgebung; die meisten seiner älteren Geschwister verlassen in frühen Jahren ihre ostgalizische Heimat. Als sein älterer Bruder Schmiel aus dem Elternhaus weggeht, begleitet ihn noch die bange Frage des Autobiographen: „Der erste ist in die Welt gegangen, wie weit mag diese Welt wohl sein?“ (DgM, 31). Dieses Motiv des „in-die-Welt-gehens“, also das Verlassen der ostjüdischen, streng religiös geprägten Shtetlwelt, um im Westen - überwiegend in Deutschland oder Amerika

---

<sup>123</sup> Granach, A.: Jüdische Arbeiter spielen Theater. Aufbau VI, 48, S. 11.

<sup>124</sup> Haumann, H.: Geschichte der Ostjuden. S. 111.

<sup>125</sup> Klanska, M.: Aus dem Shtetl in die Welt. S. 241.



- Fuß zu fassen, findet sich häufig in der Literatur über die ostjüdische Welt.<sup>126</sup> Später überwiegt auch bei dem jungen Jessaja die Sehnsucht, der eigenen, engen Umgebung zu entfliehen und dem Vorbild der Geschwister gemäß in eine größere Stadt zu gehen, „wo jeder beschäftigt war und freundlich, und keine Zeit für Tratsch und Spott“ (DgM, 102) blieb. Die galizische Hauptstadt Lemberg galt für ihn zunächst als ein solch erstrebenswertes Ziel.

Granachs Flucht aus seinem ostgalizischen Heimatstädtchen Horodenka vollzog sich in mehreren Etappen. Zunächst setzte er sich in die nächstgrößeren Nachbarorte ab, dann landete er in Lemberg und von dort schließlich wagte er den Sprung nach Berlin. Jeder neue Fluchtort hielt für den Autobiographen neue Erfahrungen bereit. Es ist evident, daß diese „Flucht auf Raten“ zugleich ein Emanzipationsprozeß für Granach war: Der ostjüdische Bäckergeselle beginnt, „die Welt zu entdecken“. In Zaleszczyki trifft er auf den russischen Studenten Czernaikoff, einen Revolutionär, der ihn erstmals mit politischen Fragen konfrontiert (DgM, 138ff). In der nächsten Stadt Stanislau arbeitet Granach wieder als Bäcker, beteiligt sich an einem Streik, verliert seine Arbeit und landet schließlich als Hinauswerfer in einem Bordell. Dort wird er von zwei Frauen umworben und registriert seine Erfahrungen mit wachsendem Selbstbewußtsein: „Du bist ein Mann. Zwei Frauen kämpfen bereits um dich, bist nicht mehr so hilflos wie bei Channe Kozak in Zaleszczyki.“ (DgM, 172f) In Lemberg, Granachs letzter Station in Galizien, beginnt er „ein neues Leben“ (DgM, 176), das äußerlich durch das Abschneiden seiner Schläfenlocke, dem Erkennungszeichen der orthodoxen Juden, sichtbar wird. In der galizischen Hauptstadt kommt Granach zum ersten Mal mit dem Theater in Berührung und entdeckt seine Leidenschaft dafür.

16 Jahre war Granach alt, als er mit einem Freund nach Berlin durchbrannte. Damit war der erste Schritt für seine spätere Karriere getan. Anschaulich schildert Granach den „Kulturschock“, den er als ostjüdischer Junge bei seiner Ankunft in der Großstadt Berlin erlebte:

Hier kam ich nicht in eine Stadt. Hier kam eine Stadt über mich. Hier fühlte ich mich überfallen, attackiert, nach allen Seiten gerissen von einem neuen Rhythmus, neuen Menschen, einer neuen Sprache, neuen Sitten und Gebräuchen. Ich mußte mich halten, Augen aufreißen,

---

<sup>126</sup> Claudio Magris spricht von dem „traditionellen Aufbruch aus dem *Shtetl*“, der insbesondere in der jiddischen Literatur eine wichtige Rolle spielte (Weit von wo. S. 28).

Muskeln anspannen, um nicht überrannt, nicht zermalmt, nicht zerquetscht zu werden. (DgM, 203)

Festzuhalten bleibt, daß Granach weniger die ärmlichen Verhältnisse seiner Heimat zur Flucht veranlaßten, sondern es zunächst seine Neugierde und in Lemberg letztlich seine Leidenschaft für das Theater war, die ihn endgültig aus Galizien forttrieb. Der Autobiograph charakterisiert sich selbst als außergewöhnlich neugierigen Menschen (DgM, 148). „Wissensdrang und Bildungshunger“ waren in ähnlicher Weise für die meisten Autoren der von Klanska untersuchten Autobiographien ausschlaggebende Gründe für ihre Flucht aus der ostjüdischen Heimat.<sup>127</sup> Weiter ist wichtig, daß Granach seine Auswanderung nicht wie andere Autoren von seiner Umgebung erst erkämpfen muß. Wie schon in 3.1.1. erwähnt, hat sein Vater Verständnis für den Wunsch des Sohnes fortzugehen.

Auffallend ist ferner, daß Granach in Zeiten äußerer Bedrohung von einer vorübergehenden Rückkehr in seine galizische Heimat berichtet. Bevor er bei Ausbruch des ersten Weltkriegs Soldat werden muß, fährt er nach Galizien zurück und freut sich, nach den Jahren in Berlin, wieder in heimischer Umgebung zu sein und vertraute Stimmen zu hören: „Wie wohltuend klangen mir jetzt das heimische Ukrainisch der Dörfler und das Jiddisch der Städter!“ (DgM, 279) Das Chaos der letzten Kriegsmonate erlebt Granach wieder in Galizien und sieht, wie die Juden nun zum Spielball der neuen Mächte Polen und Ukraine werden und Pogromen zum Opfer fallen. Trotz aller nostalgischen Rückerinnerungen an die Stätten seiner Kindheit erkennt er jetzt, daß er Galizien doch entwachsen ist: „Meine Wahlheimat war das Theater, das Theater in Berlin“ (DgM, 397). Und dennoch verweist Granach in einem Gespräch mit einer Krankenschwester darauf, daß er seine Wurzeln in seinem galizischen Geburtsort Werbiwizi fühle. (DgM, 400) Diese Stellen der Autobiographie sind sicherlich aus der Perspektive des amerikanischen Exils zu deuten, die im Bewußtsein der weiten Entfernung und der unmöglich gewordenen Rückkehr in die galizischen Heimat, noch einmal auf die entscheidende Bedeutung der Herkunft eines Menschen für sein Leben insgesamt hinweisen.

Selbst als Granach 1933 das nationalsozialistische Deutschland verlassen mußte, kehrte er zunächst in das vertraute ostjüdische Milieu

---

<sup>127</sup> Klanska, M.: Aus dem Shtetl in die Welt. S. 265.

seiner Jugend zurück. Nach seiner Flucht aus Deutschland war Granach bis 1935 an jüdischen Bühnen in Warschau und Lodz tätig.<sup>128</sup>

### 3.1.5 In Deutschland: Assimilation und Erfolg

Ungefähr die Hälfte seiner Autobiographie widmet Alexander Granach seiner Zeit in Deutschland, einschließlich einiger Kapitel, die sein Schicksal als Soldat im ersten Weltkrieg thematisieren. Damit wird in der Lebensbeschreibung seine erfolgreiche Zeit als Schauspieler während der Weimarer Republik ausgespart; er schildert statt dessen ausführlich den harten Assimilationsprozeß seiner ersten Jahre in Berlin. Zunächst blieb Granach auch in Berlin im vertrauten ostjüdischen Milieu. Er bekam eine Stelle als Bäcker im „Scheunenviertel“, dessen Ähnlichkeit mit dem jüdischen Ghetto in Lemberg ihm sofort auffiel. Weiter schloß er sich einer anarchistischen Gruppe von russischen Revolutionären an, die nach der gescheiterten Revolution von 1905 nach Berlin geflohen waren, und er übernahm erste Rollen in einer jiddischen Theatergruppe. Erstmals beschäftigte sich Granach mit Philosophie und Literatur: Er las Stirner, Nietzsche, Gorki und den russischen Anarchisten Fürst Krapotkin (DgM, 205ff). Mit Dankbarkeit erinnert sich Granach an den Künstler Hermann Struck<sup>129</sup>, der ihm riet, Deutsch zu lernen, und ihn an Professor Emil Milan<sup>130</sup> empfahl. „Emil Milan wurde für mich ein neuer, ein deutscher, ein christlicher Schimschale, der Milnitzer“ (DgM, 226), erklärt Granach die Bedeutung seines Förderers, der sein Talent erkannte und ihm Sprachunterricht gibt. Milan verbot ihm sogar, seine Landsleute weiter zu sehen; der „kleene Galizier“ beginnt, sich von seinem Milieu zu lösen.

Nach zwei Jahren in Berlin wird Granach als Freischüler in die Schauspielschule des von Max Reinhardt geleiteten *Deutschen Theaters* aufgenommen. Noch hat er als ostjüdischer Einwanderer gegenüber seinen sozial besser gestellten Mitschülern ein Minderwertigkeitsgefühl und erkennt, daß er eigentlich nicht zu dieser Gruppe von angehenden Schauspielern paßt:

---

<sup>128</sup> Klein, A./Kruk, R.: Alexander Granach. S. 112.

<sup>129</sup> Hermann Struck gehörte später neben Sammy Gronemann, Karl Schmitt-Rottluff, Richard Dehmel und Arnold Zweig zu einer Künstler- und Intellektuellengruppe, die im Zuge des ersten Weltkriegs die direkte Begegnung mit dem Ostjudentum suchte (Kwiet, K., u.a.: Einleitung. S. 32).

<sup>130</sup> Emil Milan war seit 1903 Lektor für „Vortragkunst“ an der Berliner Universität.

Ich hatte das Gefühl, daß ich mich da in eine feine Gesellschaft hineingeschmuggelt hatte und jeden Augenblick erwischt und erkannt werden könnte an meinen großen Händen und X-Beinen und wieder hinausgeschmissen aus diesen vornehmen Kreisen, zu denen ich doch nicht gehörte. (DgM, 237)

Ein entscheidender Schritt der Anpassung war für Granach das Geradebrechen seiner „krummen Bäckerbeine“ (DgM, 247), die ihm für seine Karriere als Schauspieler hinderlich erschienen. Mit einer riskanten Operation läßt er sich seine X-Beine brechen und neu zusammenwachsen; wiederum unterstützt und ermuntert von einem väterlichen Freund, dem Baron Gersdorff, einem Dramaturgen des Reinhardt-Theaters. „Und das Krumme wird gerade“ (DgM, 263), hatte Granachs toter Vater im Traum zu ihm gesagt und ihm so den entscheidenden Anstoß für diesen Eingriff gegeben. Möglicherweise bezieht sich Granach mit diesem Ausspruch seines Vaters auf den gleichlautenden Titel eines 1912 entstandenen Romans des jüdischen Schriftstellers und Nobelpreisträgers Samuel Joseph Agnon, in dem der Protagonist nach langer Reise durch die Welt in seine Heimat Galizien zurückkehrt und auf diese Weise seinen Frieden findet.<sup>131</sup> Somit würde Granach geradezu in umgekehrter Richtung durch diese Operation zur eigentlichen Bestimmung seines Lebens gelangen. Das Brechen der Beine kann in metaphorischer Bedeutung zugleich als der entscheidende „Bruch“ mit seiner galizischen Vergangenheit gewertet werden, und die Operation dürfte daher eine zentrale Erfahrung Granachs auf seinem Weg zum Schauspieler gewesen sein. Der ostjüdische Einwanderer bezahlt einen hohen „Eintrittspreis“ für die deutsche Theaterwelt: Neben der sprachlichen und kulturellen Adaption unterzog er sich auch physischen Veränderungen. Noch einmal überdachte er während der langwierigen Operation seine Kindheit und Jugend in Galizien; nach seiner Genesung stellte er erleichtert fest: „Das letzte Zeichen meiner Vergangenheit war wegoperiert.“ (DgM, 262) Brecht, der Granach seit ihrer gemeinsamen Zeit Anfang der 20er Jahre in München kannte, kommentierte diesen Schritt des Schauspielers sehr kritisch: „welch ein jammer, welche verwirrung! läßt sich die beine brechen, damit sie grad sind, und dann das rückergrat, damit es krumm ist!“<sup>132</sup> Nach der Operation stürzte sich Granach mit voller Energie in seinen Beruf und genoß das rege Theaterleben in Berlin kurz vor dem ersten

---

<sup>131</sup> Magris, C.: Weit von wo. S. 29.

<sup>132</sup> Brecht, B.: Arbeitsjournal Bd.2, 1942-1955. S.635 (15. 10. 1943).

Weltkrieg, wo ein „progressiver Wind“ (DgM, 267) immer neue Dramatiker und aufwendige Inszenierungen hervorbrachte. Der Krieg unterbrach seine begonnene Laufbahn; er mußte aufgrund seiner galizischen Abstammung Soldat in der österreichischen Armee werden. 1919 engagierte ihn Hermine Körber am Münchner Schauspielhaus; dort konnte Granach erstmals seine Traumrolle, den Shylock in Shakespeares *Kaufmann von Venedig*, spielen.

Klanska hebt hervor, daß in Granachs Autobiographie die positiven Begegnungen mit Menschen, die Granach in seinem Leben weiterhelfen, überwiegen.<sup>133</sup> Insbesondere trifft das auf seine ersten Jahre in Berlin zu, da er während dieser Zeit immer wieder Freunde und väterliche Förderer gewann, die ihm den Einstieg in seinen Traumberuf überhaupt erst ermöglichten und damit auch seine Assimilation - beispielsweise durch Sprachunterricht - an die deutsche Kultur erleichterten. Überhaupt verläuft sein ganzer Assimilationsprozeß im Künstlermilieu. Folglich erleichtert Granachs große schauspielerische Begabung es ihm, sich in Berlin zu etablieren. Der ostgalizische Einwanderer bleibt nicht als Bäckergehilfe oder Sargtischler im „Scheunenviertel“ hängen, sondern akkulturiert sich als begabter Künstler in die deutsche Gesellschaft, indem er nach einigen schwierigen Jahren der Anpassung eine Stelle an dem renommierten *Deutschen Theater* erhält. Für Granachs Theaterkarriere gilt das jüdische Wort, das er anführt, als seine Familie erstmals vom Dorf in die Stadt zog: „Meschane Mokim Meschane Mazl - Wechsle den Ort und du wechselst dein Glück.“ (DgM, 58)

### 3.2.6 Künstlerthematik

Ein umfangreicher Teil der Autobiographie Granachs beschäftigt sich mit seiner Entwicklung zum Künstler. Angefangen von der ersten Begegnung mit dem Theater in Lemberg bis hin zu seiner beginnenden Etablierung als Schauspieler an den großen deutschen Bühnen zeichnet Granach seinen Weg nach.

Der erstmalige Besuch einer Theateraufführung in jiddischer Sprache in Lemberg wird für den jungen Granach zum „Erweckungserlebnis“. Er ist von dem Geschehen auf der Bühne völlig fasziniert und begeistert sich

---

<sup>133</sup> Klanska, M.: Aus dem Shtetl in die Welt. S. 306.

für die vielfältigen Möglichkeiten der Bühne, das Leben in all seinen Facetten darzustellen. Das Theater betrachtet Granach als Medium, durch das er seine Erfahrungen und Träume mitteilen kann. Dem Leser erschließt sich an dieser Stelle schnell, daß der Autobiograph mit diesem Theaterbesuch seine „Berufung“ gefunden hat. Zugleich deutet sich die Hartnäckigkeit an, mit der Granach sein neues Ziel von nun an verfolgen wird:

Das ist die Welt, wo ich hingehöre! Hier will ich leben, hier will ich sprechen, schreien, spielen, erzählen von meiner Neugierde, von meinen Träumen! Von meiner Sehnsucht! Im stillen bei mir bin ich eisenfest entschlossen, diesen Weg zu gehen! In diese Welt einzudringen! Ich weiß noch nicht, wie ich es anstellen werde, da hineinzukommen, aber eines ist mir schon jetzt klar, daß keine Macht der Welt imstande sein wird, mich davon zurückhalten oder mir den Weg in diese Welt zu versperren!  
(DgM, 184)

Erst in Berlin steht Granach zum ersten Mal selbst auf der Bühne, und Stück für Stück kommt er von da an seinem Traumberuf näher. „Theater ist das Leben“ - mit dieser kurzen Formel läßt sich Granachs Lebensauffassung treffend beschreiben. Theaterspielen erfährt von ihm geradezu eine religiöse Aufladung: „Auf der Bühne stehen war für mich dasselbe, was für meinen Vater sein Gottesdienst war - nur noch freundlicher!“ (DgM, 268) Schauspielerei und Wirklichkeit gehen bei Granach immer mehr ineinander: Im ersten Weltkrieg faßte Granach seine militärische Funktion als Rolle auf und bekam aufgrund dieser Haltung Schwierigkeiten mit seinem Vorgesetzten, dem Hauptmann Czerny (DgM, 298). Selbst unter den schwierigen Umständen eines italienischen Gefangenenlagers organisierte Granach eine Theatergruppe. (DgM, 330ff).

Wichtig für Granachs Theaterkarriere waren Vorbilder aus der Literatur, mit denen er sich in seiner Situation als einfacher Handwerksgeselle, der Künstler werden will, identifizieren konnte. Er begreift Maxim Gorkis Erzählung *Sechszwanzig und Eine*, in der der ehemalige Bäcker seinen Weg zum Dichter beschreibt, als Ansporn, seinen eigenen Weg zur Schauspielerei unbeirrbar zu verfolgen. (DgM, 215) Noch größere Bedeutung hat für ihn der Roman *Der Pojaz*<sup>134</sup> des ebenfalls aus

---

<sup>134</sup> *Der Pojaz* ist die Geschichte des armen Sender Glatteis aus dem ostgalizischen Ghetto, der, von einem Theaterbesuch inspiriert, beschließt, Schauspieler zu werden. Er versucht vergeblich, sich von seiner ostjüdischen Umgebung zu emanzipieren und aus seiner Heimat zu fliehen. Schließlich stirbt er, ohne sein Ziel erreicht zu haben. Den Roman, der 1893 entstanden und 1905 erstmals

Galizien stammenden Schriftstellers Karl Emil Franzos. Granach konnte sich mit der Geschichte des *Pojaz*, deren Grundkonstellation seiner eigenen Situation entsprach, identifizieren und wurde durch diesen Roman auf den Shylock in Shakespeares *Kaufmann von Venedig* aufmerksam, eine Figur, deren Schicksal ihn zutiefst bewegte, und die zu seiner Lieblingsrolle werden sollte. Granach bekennt, welchen starken Eindruck die Lektüre des *Pojaz* und die Entdeckung der Shylock-Figur, mit der er sich auch in seiner Autobiographie weiter beschäftigt, auf ihn machten:

Dieser „Pojaz“ berauschte und begeisterte mich.[...] Kam er doch aus meiner Gegend. [...] Dieser Junge im Buch wollte ja auch Schauspieler werden. Er hatte ja dieselben Sorgen, dieselben Pläne, dieselbe Sehnsucht, dieselben Schwierigkeiten. [...] Ich wälzte mich in Tränen, bejammerte und beklagte den Shylock und war verzweifelt. S-h-y-l-o-c-k, sagt das Buch, heißt S-h-a-y-e, Yesejah, mein Name also, ein näher intimer Mensch. Shylock und der Pojaz und ich wurden eins. Nein, waren nur noch ich. Denn nicht nur die reale Erfahrung erlebte ich, alles Gelesene nahm ich als persönliche Erfahrung, als persönliches Erlebnis. (DgM, 220f)

Marek Przybecki stellt nun Granachs Autobiographie und Franzos' *Pojaz* gleichermaßen in den Kontext der Gattung des Bildungs- und Entwicklungsromans und betont besonders die Parallelität beider Geschichten. Er verweist auf die Ähnlichkeit der Protagonisten, die beide aus dem ostjüdischen Ghetto stammten und eine Theaterkarriere anstrebten. Den im Gegensatz zu Franzos' Roman „versöhnlichen Schluß“ von *Da geht ein Mensch* deutet Przybecki als Versuch von Alexander Granach, mit seiner Autobiographie den *Pojaz* im positiven Sinne „korrigierend ‚fertig‘ zu schreiben“.<sup>135</sup> Ähnlichkeiten beider Geschichten in Strukturen und Motiven sind nicht zu leugnen; ob sich freilich Granach bei der konkreten Textgestaltung seiner Autobiographie bewußt an Franzos' *Pojaz* orientiert hat, bleibt fraglich. In den mir zugänglichen Quellen aus Granachs amerikanischem Exil finden sich keine Hinweise, die auf einen direkten „Vorbildcharakter“ von Franzos' Roman schließen lassen.

Przybeckis Vorschlag, *Da geht ein Mensch* unter dem Aspekt des Bildungs- oder Entwicklungsromans zu betrachten, erscheint zunächst

---

veröffentlicht wurde, stellt Jost Hermand in die Tradition der deutschen Bildungsromane *Wilhelm Meister* und *Anton Reiser* (Der *Pojaz*. Nachwort, S. 370).

<sup>135</sup> Przybecki, M.: Belletrisierte und reale Theaterkarrieren aus dem ostgalizischen Ghetto. S. 112f.

plausibel. Die „Affinität von Autobiographie und Bildungsroman“ ist evident, wobei als wesentliches Unterscheidungskriterium indes die Authentizität der einen und die Fiktionalität des anderen gelten kann.<sup>136</sup> Somit ist Granachs Text als Schilderung seines realen Lebens zu verstehen, während der Protagonist Sender Glatteis im *Pojaz* keinesfalls ausschließlich mit dem biographischen Hintergrund des Autors Karl Emil Franzos gleichzusetzen ist. Der Untertitel „autobiographischer Roman“ bei Granach relativiert in diesem Zusammenhang jedoch allzu eindeutige Abgrenzungen. Der nach Dilthey für den Bildungsroman typische „Optimismus der persönlichen Entwicklung“<sup>137</sup> gilt auch für Granachs Autobiographie. Daneben lassen sich Granachs Flucht aus dem ostgalizischen Shtetl und seine ersten Jahre in Berlin als Etappen der „Selbstfindung und Orientierung“ interpretieren, ebenso kennzeichnende Motive für den Bildungsroman wie beispielsweise die „Einwirkung von Mentoren und Erziehungsinstitutionen und die Begegnung mit der Sphäre der Kunst“<sup>138</sup>, die ihrerseits auch in *Da geht ein Mensch* vorhanden sind. Letztlich kann aber nur darüber spekuliert werden, inwieweit Granach seine Autobiographie mit Absicht nach dem traditionellen Bildungs- oder Entwicklungsschema ausgestaltet hat. Fest steht jedoch die Bedeutung entsprechender literarischer Vorbilder für seine Entwicklung zum Künstler, wie auch eine erhaltene Seite von Granachs Tagebuch aus dem Jahr 1911 mit Notizen aus Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahren* belegt.<sup>139</sup>

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch der optimistische, in die Zukunft weisende Schluß der Autobiographie. Granach erhält nach dem ersten Weltkrieg erstmals die Möglichkeit, seine Traumrolle, den Shylock, zu spielen und stellt fest: „Es war noch nicht, wie ich es wollte, - aber mit den Jahren wird es schon besser werden.“ (DgM, 417) Damit hätte der Protagonist, wiederum dem Idealtypus des Bildungsromans gemäß, einen „Ausgleich mit der Welt“<sup>140</sup> erreicht: Der ostgalizische „Ghettoausreißer“ Jessaja Gronach hat seinen Traum verwirklicht, sich in der Theaterwelt etabliert, und kann mit Optimismus in die Zukunft blicken. In Anbetracht seines Erfolges in den zwanziger Jahren erscheint dieser Ausblick gerechtfertigt, jedoch überrascht der Schluß seiner Autobiographie vor dem Hintergrund des Exils, das Granachs

---

<sup>136</sup> Jacobs J./Krause M.: Der deutsche Bildungsroman. S. 22.

<sup>137</sup> Ebd., S. 26.

<sup>138</sup> Ebd., S. 37.

<sup>139</sup> Huder, W. (Hg.): Alexander Granach und das jiddische Theater des Ostens. S. 102.

<sup>140</sup> Jacobs, J/Krause, M.: Der deutsche Bildungsroman. S. 37.



erfolgreiche Karriere als Schauspieler in Deutschland zunächst beendete.

## 3.2 Henry William Katz: *Die Fischmanns*

### 3.2.1 Die Familie

In Katz' Roman *Die Fischmanns* stehen nicht die Erlebnisse des Erzählers im Vordergrund; statt dessen schildert das erzählende Ich das Leben seiner Großeltern und Eltern. Der jüdische Schankwirt und Krämer Leib Fischmann und seine Frau Malke, deren Sohn Jossel und dessen Ehefrau Lea sind die Hauptpersonen in diesem Roman. Damit werden, den Ich-Erzähler eingerechnet, drei Generationen gezeigt, und die Etikettierung des Buches als „Familienroman“<sup>141</sup> in einer Rezension ist zweifellos zutreffend. Die Fischmanns werden als „galizische Kleinstadtjuden“ (FM, 19) bezeichnet, die als Besitzer eines kleinen Gasthofs zumindest bescheidenen Wohlstand erreicht hatten. In der Stadt Strody lebten die drei Generationen unter einem Dach, bis sie der erste Weltkrieg zur Flucht aus Galizien zwang.

Die Großelterngeneration wird von Leib und Malke Fischmann repräsentiert, die eine Gastwirtschaft in Strody führen. Der Erzähler erinnert sich an Großmutter Malke als eine für das ostjüdische Milieu ungewöhnlich aufgeschlossene und selbstbewußte Frau:

„Für die meisten Frauen ist die Haustür die Grenze der Welt, aber für sie gab es wirklich keine Grenzen. Eine Grenze machen für ihr Denken? Das sollte ihr im Traum einfallen!“ (FM, 95)

Hervorgehoben wird die positive Einstellung Malkes gegenüber Deutschland; oft las sie begeistert in den Büchern „‘eines Herrn von Schiller’ und ‘eines Herrn von Lessing’“ (FM, 95). Sie drängte ihren Sohn Jossel zur Auswanderung nach Westen, um seiner Familie ein besseres Leben zu ermöglichen. Großvater Leib hingegen ist skeptisch und hält nicht viel davon, sich aus der traditionellen Umgebung zu lösen und zu „modernen Menschen“ (FM, 118) zu werden.

Die Eltern des Erzählers, Jossel und Lea, deren Hochzeit und erste Ehejahre geschildert werden, bilden die nächste Generation. Die Ehe der beiden dauerte nicht lange. Nach der Geburt zweier Kinder wurde Lea,

---

<sup>141</sup> Seifert, H.: So begann mein Leben: ich flüchtete, in: NZZ, 27. 9. 1985.

die eine Überlebende eines Judenpogroms in der russischen Stadt Kischinev war<sup>142</sup>, durch Auswanderung und Flucht aus Galizien von ihrem Mann getrennt, und sie erlag kurz nach der Ankunft in Deutschland einer Krankheit. Sie starb, bevor sie das Glück finden konnte, wird das harte und kurze Leben der Mutter knapp bilanziert (FM, 244). Die Vaterfigur Jossel Fischmann ist am ausführlichsten dargestellt. Sie entspricht ziemlich genau der Charakterisierung seines Vaters, die der Autor Katz im Zusammenhang mit seiner eigenen Flucht aus Deutschland nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten gibt:

Mein Vater fand meinen Entschluß zu fliehen voreilig und unbedacht. Mein Vater war ein Träumer. Er war kein politischer Mensch. Er war ein gläubiger Mensch. Er baute, er vertraute auf Gott. Und er war kein Mann rascher Entschlüsse.<sup>143</sup>

Jossel Fischmann zog als fahrender Händler über das Land und war von der Laune der antisemitischen Bauern abhängig. „Stets ein wenig verlegen, ja unbeholfen“ (FM, 88), half ihm sein starkes Gottvertrauen, die ständigen Anfeindungen der ukrainischen Bauern zu ertragen. Obgleich Jossel nach Amerika vorausfuhr, um seiner Familie dort eine neue Existenz aufzubauen, wird deutlich, daß sein Denken noch stark im ostjüdischen Milieu verankert war. Als Jossel sich in der „Neuen Welt“ nur schwer zurechtfindet, wurde die Erinnerung an die galizische Heimat zur wichtigsten Stütze für ihn:

In dieser Hilflosigkeit klammerte er sich instinktiv an die ihm vertraute Geschichte, an die Tradition der Juden, an das also, was er bisher in seinem jüdischen Leben in Strody als das Einzige, Große, Ewige angesehen hatte. (FM, 137)

Der Vater Jossel steht noch ganz in der Tradition des Ostjudentums und hofft in Amerika auf ein privates, bürgerliches Glück, ohne dort als „Handarbeiter“ zu einem „klassebewußten Proletarier“ (FM, 147) zu werden. Generell erscheint Jossel immer mehr als Getriebener denn als

---

<sup>142</sup> Auf Pogrome, zumeist in Rußland, wird in vielen fiktionalen wie autobiographischen Schilderungen über Galizien verwiesen. Während sich die Juden Galiziens unter der österreichischen Herrschaft relativ sicher fühlten, stand der Name der russischen Stadt Kischinev, wo es 1903 zu grausamen Judenpogromen kam, für die alltägliche Gefahr eines plötzlich aufflammenden Antisemitismus. Manès Sperber berichtet in *Die Wasserträger Gottes*, welche große Rolle „Kischinev“ im Denken der galizischen Juden spielte (S. 122). Auch in Martin Beradts Roman *Beide Seiten einer Straße* wird daran erinnert (S. 41).

<sup>143</sup> Katz H. W.: Warum ich in den USA geblieben bin. S. 60.

selbstbewußter Gestalter seines eigenen Schicksals. Von seiner Mutter zur Auswanderung genötigt, wird er - nach nur kurzem Aufenthalt in Amerika - infolge seiner überstürzten Rückkehr nach Europa sofort von der Militärmaschinerie des ersten Weltkriegs „eingesaugt“ und an die Front geschickt.

Die erste Hälfte des Romans vermittelt nochmals das traditionelle Bild einer ostjüdischen Familie in Galizien. Die Ehe von Jossel und Lea wird noch vom jüdischen Heiratsvermittler<sup>144</sup> gestiftet. Auf der Hochzeit der beiden denken die Gäste schon 20 Jahre weiter und sehen bei den Kindern der Eheleute das gleiche Ritual wieder ablaufen (FM, 63). Der jüdische Glaube und die religiösen Traditionen und Gebräuche werden auch bei den Fischmanns eifrig gepflegt und tragen viel dazu bei, die junge Ehefrau Lea schnell in das neue Haus zu integrieren (FM, 74). Im Laufe des Romans zerfällt jedoch diese traditionelle, ostjüdische Familie. Einige Jahre vor dem ersten Weltkrieg verläßt Jossel die Heimat in Richtung Amerika, und später zwingt der Ausbruch des Weltkriegs und die herannahende russische Armee auch die übrige Familie Fischmann, nach Westen zu flüchten.

### 3.2.2 Das Bild des Ostjudentums

Zum Teil wird Katz' Roman die „Aura des Märchenhaften“<sup>145</sup> zugeschrieben, was sich jedoch bei genauer Betrachtung als nicht haltbar erweist. Katz entwirft ein illusionsloses Bild des Ostjudentums und illustriert anhand verschiedener Figuren insbesondere die gesellschaftliche Situation der Juden in Galizien.

Mit dem Arzt Doktor Spiegel von Strody wird die zahlenmäßig kleine, akademisch ausgebildete und assimilierte jüdische Oberschicht gezeigt, die vom nichtjüdischen Umfeld noch einigermaßen geachtet wird. Der österreichische Bezirkshauptmann von Strody hört sich ein Anliegen des Doktors Spiegel zumindest höflich an, da er nach seinem Urteil „zwar ein Jude, dieser Doktor, aber immerhin ein Gebildeter und also meinesgleichen“ (FM, 45) ist. Trotzdem entspricht er nicht dem Wunsch

---

<sup>144</sup> Klanska erklärt die Bedeutung des Heiratsvermittlers für die ostjüdische Eheschließung: Die Eltern versuchten mit seiner Hilfe, möglichst fromme Partner für ihre heranwachsenden Kinder zu finden. Diese Institution findet sich in vielen Autobiographien ostjüdischer Autoren. (Klanska, M.: Aus dem Shtetl in die Welt. S. 151). Granach berichtet, daß seine Generation erstmals ohne Heiratsvermittler auskam (DgM, 119).

<sup>145</sup> Schütz, H.J.: Vergessene Autoren des 20. Jahrhunderts. S. 139.

des Doktors, gegen die antisemitischen Umtriebe der Bauern vorzugehen. Der Großvater Leib Fischmann hingegen verachtet den Doktor, da er als „Datsch“ schon vergessen habe, daß er Jude sei und sich nicht an die jüdischen Gesetze halte (FM, 118). Hier zeigt sich ein Konflikt im Ostjudentum - zwischen dem strengen Festhalten an den Traditionen und der Orientierung an mehr westlichen Lebensformen - , der sich im Roman besonders an der Frage der Auswanderung manifestiert. Die „Mittlerfunktion“<sup>146</sup> der Ostjuden zwischen Stadt und Land stellt Katz am Beispiel von Jossel Fischmann dar, der als fahrender Händler die ländliche Umgebung der Kleinstadt Strody versorgte. Jossel war abhängig von den Launen seiner antisemitischen Kunden, der Bauern, und wird als „zyd“<sup>147</sup> auf den Höfen ständig beschimpft und bedroht. Ein Erzählerkommentar erläutert und verallgemeinert die soziale Situation und die Zwangslage, in der sich der kleine ostjüdische Händler Fischmann befand:

Ich weiß, daß das harte Leben in Osteuropa diese Fischmanns zuweilen auf nicht sehr saubere Gedankenabwege zwang. Daß man ihnen oft nur die Wahl ließ: zu betrügen oder zu krepieren. Daß man diese Juden jahrzehntelang absonderte von den anderen Völkern, sie in ein paar enge Gassen zusammenpferchte und ihnen kein anderes Loch zur Freiheit öffnete als jenes, durch das der tote Mensch zur ewigen Ruhe hinabgleitet. Daß die Straßen, auf denen sie als Gejagte, als Fremde seit Jahrhunderten ihr jammervolles Leben verbringen mußten, beängstigend schmal waren, oft nicht breiter waren als dünne Seile - und wer von ihnen nicht abstürzen wollte, der mußte balancieren lernen wie ein Seiltänzer. (FM, 88f)

Der Erzähler erläutert, wie die Juden durch systematische Ausgrenzung und Diskriminierung seitens ihrer Umgebung in einen harten Überlebenskampf gedrängt wurden. Es wird im Roman auch darauf verwiesen, daß der Begriff „Vaterland“ den Juden im Osten fremd war, da sie kein Staat vor Übergriffen wirklich schützen konnte. Lediglich der greise österreichische Kaiser Franz Joseph wurde von den galizischen Juden verehrt, da sie in diesem „grauen und geplagten Mann“ eine Art Vaterfigur sahen (FM, 92f).<sup>148</sup>

---

<sup>146</sup> Haumann, H.: Geschichte des Ostjudentums. S. 101.

<sup>147</sup> Polnischer Ausdruck für Jude.

<sup>148</sup> Der österreichische Kaiser Franz Joseph II. galt den galizischen Juden als Garant für ihre relative Sicherheit in der k.u.k. Monarchie. Granach berichtet, daß er „in Ehrfurcht vor dem alten Mann“ aufgewachsen war (DgM, 326) Ähnliche Einschätzungen sind auch bei Frank (Die Tochter. S. 69) und Sperber (Die Wasserträger Gottes. S. 126) zu lesen.

Die religiösen Institutionen und Traditionen der Shtetlgemeinschaft bilden in den *Fischmanns* nicht den Mittelpunkt der Darstellung. Jedoch ist die religiöse Orientierung des Lebens, die Armin Wallas als „Präsenz der Bibel“ im Alltag bezeichnet,<sup>149</sup> auch in diesem Roman ersichtlich. Mehrfach verweist der Erzähler auf die starke religiöse Prägung seines Vaters Jossel und berichtet, wie die vorgeschriebenen Gebete und Riten seinen Tagesablauf bestimmten (FM, 74f). Die Sphäre der Religion bot eine Möglichkeit, den Gefahren und Problemen des Alltags zu entfliehen. Selbst inmitten des Chaos eines Angriffs der zaristischen Armee im Weltkrieg versammeln sich die flüchtenden Juden, um „ohne Angst und ohne Hast“ zu beten (FM, 190). Die traditionelle Elementarschule der Ostjuden, der Cheder, mit dem brutalen Lehrer Mottke Reich, gerät für den Erzähler zur negativen Erfahrung, so daß sich erstmals seine Zweifel an „unbedingter Autorität“ regen (FM, 107).

### 3.2.3 Antisemitismus

Antisemitismus der unterschiedlichsten Art und die Reaktionen der Juden auf diese permanente Diskriminierung durch ihre nichtjüdische Umgebung kann neben der Fluchthematik (vgl. 3.2.4) als eines der dominierenden Themen im Roman bezeichnet werden. Nicht allein das Schicksal der ostjüdischen Familie Fischmann bewegt den Autor, sondern mit dem Roman soll ein über individuelle Erfahrungen hinausgreifendes Bild des Antisemitismus gezeichnet werden. „Weißt du, warum du leidest, Dreyfus? Weil du bist ein Jude, Dreyfus.“ (FM, 182) Diese Zeilen eines Liedes<sup>150</sup>, das auf die französische Dreyfus-Affaire von 1894 anspielt, kommen Jossel in den Sinn, als er von der deutschen Spionageabwehr gefangengehalten wird. Durch zahlreiche eingeschobene Erzählerkommentare verweist der Autor auf die Allgemeingültigkeit der Erfahrungen seiner Protagonisten.

Zunächst werden Pöbeleien und Diskriminierungen beschrieben, die für die Juden in Strody zum Alltag gehörten. Katz vermittelt im fünften Kapitel ein Bild des Marktes der Stadt, indem er den ukrainischen Waldhüter Janek auftreten läßt, der seine Wut über eine entgangene Liebesnacht an der jüdischen Händlerin Riwke Singer ausläßt und damit

---

<sup>149</sup> Wallas, A.: Kindheit in Galizien. S. 21.

<sup>150</sup> Manès Sperber erwähnt in seiner Autobiographie *Die Wasserträger Gottes* ebenfalls dieses Lied, das für die Juden „Gebete, Trost und Klage zugleich“ war (S. 41).

eine Prügelei zwischen Bauern und Juden auslöst. Ausführlich wird die Mischung aus Aggression und Mißtrauen geschildert, mit der die Bauern dem fahrenden Händler Jossel Fischmann begegnen. Jossel hat größte Mühe, die streitsüchtigen Bauern mit seinen Geschichten zu besänftigen und Geschäfte zu machen. Am liebsten würden die Bauern den „ekelhaften jüdischen Hexer“ erschlagen, aber dennoch brauchen sie den Händler, da er sie mit Waren versorgt und ihnen Kredite gewährt (FM, 79ff). Freilich wird auch konzediert, daß die Landbevölkerung nicht a priori antisemitisch ist, sondern vielfach aufgehetzt wird. Jossel nimmt den Haß, der ihm überall entgegenschlägt, fast resignierend hin und sinnt über dessen Ursachen nach: „Was soll man schon machen? Wer weiß, welche Lügen ihnen der Pope in der Kirche gegen uns aufischt. Den Bauern kann man ja alles erzählen ...“ (FM, 78). Immer wird die Ergebenheit und Passivität betont, mit der die galizischen Juden die permanenten Erniedrigungen durch ihre Umgebung hinnahmen. Die Juden von Strody mußten lernen, mit der täglichen Bedrohung fertigzuwerden:

Die meisten Juden lernten, wie man ein unbeteiligtes Gesicht macht, wenn man einen Tritt ins Gesäß bekommt. Wie man lächelt, selbst wenn das Herz blutet. Wie man lacht, selbst wenn das Blut hämmert und kocht.

Irgendeinen Knacks hatten alle Juden in Strody weg, denn man lebt nicht ungestraft an so einem Ort. (FM, 17)

Die feindlichen Reaktionen ihrer Umwelt degradieren die Juden zu Objekten der Verachtung, und dieser Umstand prägte auch ihr Denken. In geradezu schicksalhafter Ergebenheit findet sich die jüdische Bevölkerung mit dieser Situation ab: „Jude sein heißt eben: die Beschimpfungen nicht zu hören, sich taub zu stellen, überall.“ (FM, 91), stellt Großvater Leib fest.

Doch dieser „handfeste“, offene, christlich-jüdische Gegensatz, der den Alltag der Familie Fischmann in Galizien bestimmte, ist nur eine Spielart des Antisemitismus' im Roman. Die Fischmanns werden auch außerhalb Galiziens als Juden diskriminiert. Als Jossel zu Beginn des Weltkriegs aus Amerika zurückkehrt, wird er von den deutschen Behörden nicht zuletzt wegen seiner ostjüdischen Herkunft als Spion verdächtigt (FM, 178ff). In Österreich wird Jossel dann freigelassen, als ihn der Doktor Spiegel aus seiner Heimatstadt Strody identifizieren kann. Aufschlußreich ist in dem betreffenden Kapitel 23 das Verhalten der österreichischen Offiziere: Während Spiegel von ihnen herablassend als „einer von den krummbeinigen jüdischen Ärzten in unserem Heere“

bezeichnet wird, zeigen sie für Jossel Fischmann nur offene Verachtung, obgleich sie ihm nichts vorwerfen können (FM, 208ff). Jossels Frau und Kinder, die vor der russischen Armee in das österreichische Kernland fliehen, werden als Flüchtlinge stets daran erinnert, daß sie Juden sind. „Dreckiger Jud“ (FM, 202) ist für den Erzähler das Schimpfwort, das seit der Flüchtlingszeit zu seinem ständigen Begleiter wird.

Am Anfang des Romans reflektiert der Erzähler darüber, ob mit einem anderen Geburtsort sein Leben anders verlaufen wäre und kommt zu dem Schluß, daß der prägende Umstand in seinem Leben war, als Jude auf die Welt gekommen zu sein (FM, 15). Katz läßt seinen Erzähler daher nicht nur die galizischen Verhältnisse beschreiben, sondern es wird immer wieder das Paradigmatische der „fischmannschen“ Erfahrungen betont. Diese Intention wird allzu verständlich, wenn man bedenkt, daß hier ein exilierter jüdischer Autor über seine Vergangenheit schreibt. Im Text lassen sich bereits Andeutungen der Entwicklung in Deutschland ab 1933 finden. Der junge Leiser Selzer erklärt der Großmutter Malke, daß sein bevorzugtes Auswanderungsziel Amerika sei, weil er befürchtet, daß es in Deutschland eines Tages „dasselbe Elend, dieselbe Hetze, die gleichen Hetzer wie in Wolhynien“ (FM, 113) geben könnte. Auch Großvater Leib ist skeptisch, was die Lage der Juden im „aufgeklärten Westen“ betrifft: „Im Westen liegt der Frieden auch nicht auf der Straße.“ (FM, 91), hält er der Auswanderungseuphorie und Deutschlandbegeisterung seiner Frau Malke entgegen.

#### 3.2.4 Flucht

So endete meine erste Kindheit, und so begann mein Leben: ich flüchtete.  
(FM, 11)

Mit diesen ersten Zeilen beschreibt der Erzähler eine Grunderfahrung seiner Kindheit und verweist damit auf das dominierende Thema des Romans: Die Geschichte der Fischmanns ist eine Geschichte der Flucht und des Verlustes von Heimat. Katz selbst bezeichnete sein Buch in einer Exilzeitung als „Tragödie der Heimatlosigkeit“<sup>151</sup>. Dabei werden zwei Arten der Flucht aus Galizien thematisiert: Zum einen die

---

<sup>151</sup> Katz, H.W.: Kurze Selbstbiographie, in: PTZ, Nr. 345. 23. 5. 37.



freiwillige Emigration, um den begrenzten Möglichkeiten der Shtetlwelt zu entfliehen, und zum anderen die Flucht der galizischen Juden im ersten Weltkrieg vor der heranrückenden russischen Armee. Die ständigen Diskriminierungen ihrer nichtjüdischen Umgebung lassen in der Familie Fischmann die Frage nach der Auswanderung aufkommen. Mit dem Antisemitismus der Bauern fast täglich konfrontiert, denkt Jossel an ein „fernes, glücklicheres Land“, in dem er nicht zunächst als „Jude“, sondern als „Mensch“ gesehen wird (FM, 89). Besonders vehement tritt Großmutter Malke für die Auswanderung von Jossels junger Familie ein. Malke möchte ihren Nachkommen eine bessere Zukunft ermöglichen. Die Voraussetzung dafür sei die Auswanderung nach Westen. Den Antisemitismus der galizischen Heimat deutet sie als Rückständigkeit und drängt daher Jossel, „zu einem gebildeten Volk“ (FM, 98) auszuwandern. Malke sieht Deutschland als einen Hort der „Zivilisation“ und Humanität und beruft sich in ihrer Einschätzung auf Lessings Drama *Nathan der Weise* (FM, 96f), das - wie die gesamte Literatur der deutschen Klassik - von vielen nach Bildung und Assimilation strebenden Ostjuden stark rezipiert wurde und bis weit in das zwanzigste Jahrhundert hinein ihr vielfach idealistisches Deutschlandbild prägte.<sup>152</sup> Großvater Leib hingegen kann sich mit den Gedanken an Auswanderung nicht anfreunden. Er befürchtet, daß das Verlassen der Heimat zugleich eine Entfremdung von Religion und Tradition der Ostjuden zur Folge hat: „Wenn du die Kinder nach dem Westen drängst, werden sie alles vergessen,“ (FM, 119). Mittels eines Erzählerkommentars verallgemeinert der Autor die Situation der Fischmanns und betont den starken Wunsch vieler Ostjuden nach Auswanderung und Assimilation:

Es gab in jenen Jahren viele Fischmanns in Strody und im ganzen Osten. Lockend verspürten sie „die Luft, die draußen weht“, diese Luft, die nach Ruhe, Frieden und Wohlstand riecht, und sie rüttelten immer ungeduldiger an den unsichtbaren, aber fühlbaren Ghettotoren. Nicht nur die Jugend, sondern Menschen jedes Alters und jeder Bildungsstufe suchten in den Begriffen „Modernsein“ (in Grenzen, versteht sich), „Deutschsein“ (das bedeutete damals: westeuropäisch sein - aber in Grenzen, versteht sich), „Emanzipation“ (aber in Grenzen, versteht sich) die Schlüssel für ein besseres Leben. (FM, 116)

Die Einschränkung „in Grenzen“ deutet wohl darauf hin, daß die Auswanderung nicht als völlige Abkehr vom Judentum gesehen wurde,

---

<sup>152</sup> Klanska, M.: Aus dem Shtetl in die Welt. S. 189.

sondern daß es insbesondere darum ging, Gleichberechtigung und wirtschaftlichen Erfolg zu erlangen. Jossel verspricht sich in Amerika ja zunächst Chancengleichheit und flüchtet keinesfalls vor dem orthodoxen Judentum seiner Heimat. Noch einmal stellt Katz an dieser Stelle heraus, wie sehr Deutschland von vielen Ostjuden als positives, liberales und modernes Gegenmodell zu ihrer beengten Shtetlwelt gesehen wurde.

Während andere ostjüdische Autoren „den Weg aus dem Shtetl“ oft als Generationskonflikt darstellen,<sup>153</sup> läßt Katz die Eheleute Malke und Leib um das Für und Wider der Auswanderung streiten. Dabei wird klar, daß sich hinter diesem Streit ein tieferliegender Grundkonflikt innerhalb der Kultur des Ostjudentums verbirgt: Das Festhalten an den althergebrachten Traditionen oder, als unvermeidliche Folge der Auswanderung, die Orientierung an westlichen Lebensformen. Dieser Konflikt wird noch ausführlicher im Fortsetzungsbuch *Schlossgasse 21* - jetzt zwischen den Generationen - thematisiert. Der Erzähler beschreibt dort, wie er als Heranwachsender in Deutschland keinen Zugang mehr zum orthodoxen Judentum seines Vaters Jossel findet.

Der Ausbruch des ersten Weltkriegs veränderte die Situation in Galizien schlagartig. Jetzt wurde nicht mehr um die Emigration gestritten, sondern das Verlassen der Heimat erschien den Fischmanns angesichts der heranrückenden russischen Truppen als Überlebensfrage. Die Angst der galizischen Juden vor Pogromen, wie sie ihre Glaubensbrüder aus dem benachbarten Rußland erlitten, ließ ihnen keine andere Wahl. Jossels Frau Lea war selbst eine Überlebende des Pogroms von Kischinev; in Kapitel 16 wird Leiser Selzer erwähnt, der als Pogromflüchtling aus Schitomir nach Amerika auswandern will und bei den Fischmanns zum Abschiedsbesuch weilt. Doktor Spiegel verweist darauf, daß die Juden auf alle Fälle Verlierer des Krieges sein werden, da sie später bestimmt als die Schuldigen angesehen werden (FM, 162). Der Erzähler betont, daß seine Flucht als siebenjähriges Kind aus der „Enge der Heimat“ nichts mit einer freiwilligen Emigration gemein hatte. Die geordnete Kindheitswelt von Strody zerbricht schnell auf der Flucht, statt dessen muß der Ich-Erzähler jetzt mit dem Gefühl von Fremdheit und der Ahnung, ein „Entwurzelter“ (FM, 167) zu sein, leben. Auf der Flucht wird der Erzähler mit der Kriegsrealität konfrontiert; Tod und Gewalt sind alltägliche Erlebnisse. In geschlossenen Zügen werden die geflüchteten Galizier in Österreich von Stadt zu Stadt verschoben.

---

<sup>153</sup> Wallas, A.: Kindheit in Galizien. S. 27f.

Nach anfänglichem Wohlwollen steht die einheimische Bevölkerung den „verdammten galizischen Juden“ (FM, 202) bald feindselig gegenüber.

Die Darstellung der unterschiedlichen Wege der Flucht aus Galizien findet auch in der Textgestaltung ihre Entsprechung. Beginnend mit dem Kapitel 19, das die Auswanderung Jossels nach Amerika beschreibt, werden in den darauffolgenden Kapiteln jeweils abwechselnd der Weg Jossels und das Schicksal seiner Familie thematisiert, bis Katz im letzten Kapitel 26 die Familie in einer thüringischen Stadt wieder zusammenführt, wo der Roman mit dem Tod der Mutter endet.

Dem Leser wird vorgeführt, wie sehr das Verlassen des galizischen Milieus für die Familie Fischmann gleichbedeutend mit einem nur schwer faßbaren Verlust von Heimat und Bindungen war. Obgleich die galizische Lebenswelt der Fischmanns mit all ihren Schattenseiten dargestellt ist, ist sie „Heimat“ und hat somit einen hohen Wert. Vater Jossel verläßt die Familie mit dem positiven Vorsatz, in einer „besseren Welt“ das Glück zu suchen. Dennoch fällt es ihm schwer, sich aus der Heimat zu lösen:

Da ist die Heimat Jossels, und er soll Abschied nehmen, soll sich losreißen von uns. Losreißen! Aber er hängt ja nicht mit Stricken an uns, die man einfach losknotet, aufknüpft, er ist ja mit uns verwachsen, Körper an Körper. Losreißen ist wie eine Operation, eine schmerzhafteste Prozedur, und vielleicht heilt die Wunde nie... (FM, 129)

Die unfreiwillige Flucht infolge des Krieges macht den Verlust von Heimat noch stärker bewußt. Diese Grunderfahrung der Kindheit und den Identitätsverlust, der sich für ihn am Endpunkt der Flucht, in Deutschland, einstellt, hebt der Erzähler besonders hervor. Begriffe wie „Heimat, Familie, das eigene Dach und vor allem den Glauben an sich selbst“ (FM, 202) waren für die geflüchteten Juden aus Galizien zunächst einmal verlorengegangen. Das Ende des Buches deutet an, daß diese „heißen Träume nach Heimat“ (FM, 246) auch im weiteren Leben des Erzählers nicht in Erfüllung gehen werden.

### 3.2.5 In Deutschland: Zwischen Assimilation und neuer Bedrohung

Lediglich das Kapitel 24 der *Fischmanns* handelt noch vom Leben in Deutschland, bevor das Buch mit dem Tod der Mutter Lea endet. Die

Darstellung der Zeit von etwa 1916 bis zur Flucht des Erzählers aus Deutschland 1933 bleibt dem Nachfolgeroman *Schloßgasse 21* vorbehalten. Jossel Fischmann lebt jetzt als Witwer mit seinen beiden Söhnen in einem Mietshaus in einer thüringischen Stadt, dessen Bewohner den atmosphärischen Rahmen des Romans bilden. In diesem Buch dominiert nicht mehr die Figur des Vaters Jossel, statt dessen stellt der Ich-Erzähler zusehends seine eigene Entwicklung in den Mittelpunkt der Darstellung.

Auch in Deutschland werden Lea und ihre beiden Kinder als Flüchtlinge und Fremde angesehen. Sie versuchen, sich anzupassen: Der Bruder des Erzählers erhält anstatt seines jüdisch klingenden Namens Hersch den deutschen Namen Hermann (FM, 220). Hierbei wird im Kapitel 24 der *Fischmanns* bereits eine Grundkonstellation angedeutet, die im Roman *Schloßgasse 21* das Verhältnis der Generationen kennzeichnet: Die Kinder passen sich schnell ihrer neuen Lebenswelt an und entfremden sich auf diese Weise von der Elterngeneration, die noch stärker in ihrem traditionellen Milieu verhaftet bleibt. Jakob und Hermann Fischmann sprechen in kurzer Zeit problemlos Deutsch und bitten ihre Mutter Lea, in der Öffentlichkeit nicht mehr Jiddisch mit ihnen zu sprechen, da sie den Spott ihrer Umgebung fürchten (FM, 223). Die zurückgelassene Heimat Galizien beginnt schnell aus ihrem Bewußtsein zu verschwinden, daher sind die Erzählungen ihrer Mutter von Strody für die Kinder nur noch „sonderbare Geschichten“ (FM, 225).

Noch deutlicher ist diese Entwicklung in *Schloßgasse 21* akzentuiert. Während sich seine Kinder schon mit dem Leben in Deutschland arrangiert haben, findet sich Vater Jossel in der neuen Umgebung nur schwer zurecht. Jakob korrigiert schon als Kind das noch fehlerhafte Deutsch seines Vaters (SG, 131f). Die strenge Befolgung der jüdischen Traditionen und Gebräuche erscheint ihm sinnlos. Den privaten Hebräisch-Unterricht, den einige ostjüdische Familien der Stadt für ihre Kinder eingerichtet hatten, empfindet der Erzähler als langweilig und überflüssig (SG, 214ff). Als die Familie bei einem Sonntagsausflug aufgrund der jüdischen Speisegesetze keinen Kuchen essen darf, macht ihn dieser Umstand wütend (SG, 220). Vater Jossel Fischmann, der zwar „ein Deutscher werden - aber trotzdem ein guter Jude bleiben“ (SG, 117) will, muß feststellen, daß ihm seine eigenen Söhne fremd geworden sind:

Er hatte zwei deutsche Söhne. Es war bitter, er war doch ein Ostjude geblieben - aber seine Kinder gingen in eine deutsche Schule, hatten

deutsche Freunde, redeten nur deutsch, hatten deutsche Ideen, über die er eigentlich nur den Kopf schütteln konnte. [...] Sie redeten schon jetzt von Dingen die er nicht kannte. Die Kinder wohnten mit ihm in der gleichen Wohnung, aber manchmal glaubte er, daß sie und er in verschiedenen Ländern wohnten... (SG, 267f)

Obgleich Jossel auch auf seine Söhne stolz ist, da sie im Gegensatz zu ihm das Leben in Deutschland problemlos zu bewältigen scheinen, leidet er doch unter der Sprachlosigkeit, die sich zwischen ihm und seinen Kindern eingestellt hat. Vertrauliche Gespräche mit seinem älteren Sohn sind nicht möglich, da er sie auf Jiddisch führen müßte, das Jakob wiederum nicht gut verstanden hätte. (SG, 269) Jakob indes ist gezwungen, sich schnell zu assimilieren, nicht zuletzt aufgrund der deutschnationalen Atmosphäre in der Schule, wo ihm eine ostjüdische Herkunft bei den Lehrern nur Nachteile einbringt. Sein Vater hingegen, der „ein melancholischer, fast gebrochener Mann - ein vom Leben gejagter und betrogener Ostjude“ (SG, 279) ist, hängt in seinen Träumen immer noch der verlorenen Heimat Galizien nach. Der Auszug aus der Wohnung des Vaters ist für Jakob daher die logische Konsequenz, nachdem er sich vom jüdischen Glauben völlig entfernt hat.

In den Kindheitserinnerungen der ostjüdischen Autoren Minna Lachs und Manes Sperber stellt Wallas für „den Weg aus dem Shtetl“ ein Grundmuster fest, das die verschiedenen Generationen charakterisiert: Die Groß- und Urgroßeltern sind noch „fest in das Gefüge der religiösen Lebenswelt eingebunden“, die Eltern repräsentieren „die Generation des Überganges“, und die Enkel schließlich blicken „auf die Überreste alter Lebenswirklichkeit“ zurück und suchen „neue Orientierungshilfen“.<sup>154</sup> Überblickt man beide Romane von Katz, so läßt sich bei den drei Generationen der Fischmanns eine ähnliche Konstellation feststellen. Großvater Leib in Strody ist noch fest im ostjüdischen Milieu verankert und will dieses auch nicht aufgeben (seine Frau Malke bildet hier eine Ausnahme). Der Sohn Jossel lebt mit dem Herzen noch in Galizien, will sich aber grundsätzlich der neuen Welt in Deutschland anpassen, während sich seine Kinder nicht mehr für Galizien interessieren und sich im Falle Jakobs zionistischen und sozialistischen Ideen zuwenden.

Mit Hilfe des Handlungortes „Mietshaus“ und seiner jüdischen wie nichtjüdischen Bewohner erstellt Katz auch „ein präzises Psychogramm einer deutschen Kleinstadt“<sup>155</sup> während der Weimarer Republik und

---

<sup>154</sup> Wallas, A.: Kindheit in Galizien. S. 28.

<sup>155</sup> Schütz, H.J.: Vergessene und verkannte Autoren des 20. Jahrhunderts. S. 138.

thematisiert vor allem den immer stärker aufkommenden Antisemitismus. Deutschland wird auf diese Weise zu einem „Land der großen Illusionen vieler Ostjuden“ (SG, 116). Hier sollten sich nicht die Hoffnungen der auswanderungswilligen Juden Galiziens erfüllen, die in Katz' erstem Roman von Frieden und Gleichberechtigung in diesem „zivilisierten Land“ träumten. Auf dem Gymnasium, das Jakob jetzt besucht, gibt es Lehrer, die ihre Verachtung für jüdische Schüler offen zeigen, und sie vor der Klasse bloßstellen. Ausführlich wird der Mieter Kupke geschildert, ein „Verlierertyp“, der durch die Nationalsozialisten neues Selbstbewußtsein erhält, und im Haus Stimmung gegen die Fischmanns macht. Schließlich lassen sich immer mehr Bewohner der Schloßgasse 21 von den antisemitischen Parolen einfangen.

Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten spitzt sich die Situation zu: Bruder Hermann wird von den Nazis in „Schutzhaft“ genommen und brutal mißhandelt. Ein Freund der Familie Fischmann stellt fest, daß die Methoden der Stimmungsmache gegen Juden in Deutschland denen in seiner früheren Heimat ähnlich sind:

„In Rußland, unter dem Zaren“, erzählte Chaskel Weiß, „ist vor einer Pogromnacht immer eine Kirche angezündet worden, damit die Bauern einen Grund hatten, die Juden zu erschlagen. Hier zünden sie den Reichstag an...“ (SG, 448)

Die pessimistischen Vorahnungen des Großvaters Leib im ersten Roman, das Los der Juden im „aufgeklärten“ Deutschland betreffend, beginnen sich zu erfüllen. Jossel Fischmann hingegen will die Gefahr, die sich in den ersten Monaten des Jahres 1933 abzeichnet, nicht wahrhaben. Geduldig hofft er darauf, auch diesen Ausbruch des Antisemitismus überstehen zu können und hat Angst, sich wieder auf die Flucht zu begeben. Seine Söhne sehen jetzt die Emigration klar als einzige Alternative. Das Schlußkapitel von *Schloßgasse 21* greift erneut das Thema Flucht auf. Der Erzähler flieht aus Deutschland und erinnert sich an seine erste Flucht aus Galizien vor nunmehr achtzehn Jahren. Trotz der akuten Bedrohung durch die Nationalsozialisten fällt ihm das Weggehen nicht leicht, da Deutschland für ihn als Flüchtlingskind ein Stück „erkämpfte“ Heimat geworden ist. Er steht vor den Trümmern seiner deutschen Existenz; die Träume des assimilierten ostjüdischen Einwanderers Jakob Fischmann, ein deutscher Schriftsteller zu werden, haben sich nicht erfüllt:

...Nur Heimatlose können mich verstehen...Deutschland wurde von mir erkämpft, ich verfiel diesem Land... Daß es heute auf dem Kopf stand, hatte ja mit mir nichts zu tun... Ich haßte die Nazis, aber ich liebte Deutschland...Und jetzt mußte ich es verlassen... (SG, 586f)

### 3.3 Vergleich

Zunächst muß ein Vergleich der beiden Werke berücksichtigen, daß *Da geht ein Mensch* eine Autobiographie im engeren Sinne darstellt, während in den *Fischmanns* die Biographie des Autors zwar das „stoffliche Substrat“<sup>156</sup> bildet, jedoch in diesem Fall ein rein fiktional gestalteter Text vorliegt. Daher ergeben sich Unterschiede in der Erzählstruktur beider Bücher: Granach schildert als Ich-Erzähler sein Leben, angefangen von der Kindheit in Galizien bis hin zu seinem Durchbruch als Schauspieler in Deutschland. Bei Katz berichtet der erfundene autobiographische Erzähler Jakob Fischmann über das Schicksal dreier Generationen seiner ostjüdischen Familie aus Galizien. Reflexionen und Geschichten anderer Menschen ergänzen die Erinnerungen von Jakob und erzeugen so eine über individuelle Schicksale hinausgehende Darstellung der Situation der Ostjuden. Ebenso sind die Entstehungsumstände beider Bücher grundverschieden: Granach blickt Anfang der vierziger Jahre in Amerika auf seine fast vierzig Jahre zurückliegende Jugend in Galizien und seine Entwicklung zum Künstler zurück, während *Die Fischmanns* der erste literarische „Gehversuch“ eines kaum dreißig Jahre alten, frisch emigrierten Journalisten sind.

Neben diesen grundsätzlichen Unterschieden wird dem Leser das Galizien der Kindheit in beiden Büchern auf sehr verschiedene Weise präsentiert: Granachs Schilderung beschäftigt sich mehr mit den religiösen und kulturellen Traditionen der Ostjuden, während Katz stärker die soziale und gesellschaftliche Situation der galizischen Juden ins Blickfeld nimmt. Die streng religiöse Lebenswelt des Shtetls mit ihren vielfältigen Traditionen behandelt Katz nur mit sehr knappen Andeutungen. Insofern wirkt Granachs Darstellung hier in sich geschlossener und damit glaubwürdiger, da seine ostgalizische Heimat in sehr detaillierten Bildern und unter der Verwendung von vielen jiddischen Bezeichnungen geschildert wird. Die Feier des Sabbaths (DgM, 29ff) oder der Cheder mit dem weisen und gütigen Lehrer Schimschale, der Milnitzer (DgM, Kap.12), sind Beispiele für die Intensität und Farbigkeit in Granachs Erzählung seiner Jugend, die sich in den *Fischmanns* nicht im gleichen Ausmaß finden lassen. Katz'

---

<sup>156</sup> Kleinschmidt, E.: Schreiben und Leben. S. 27.



Landschaftsbilder von Galizien wirken demgegenüber mitunter ein wenig bemüht („die langgestreckten, tiefgedüngten Felder wetteiferten mit dem Gestank der Fische“, FM, 14), und die dargestellten Figuren besitzen, mit der Ausnahme von Jossel Fischmann, nur wenig Konturen. Daher ist die Kritik eines Rezensenten, „Nähe zur Kolportage“<sup>157</sup>, nicht ganz von der Hand zu weisen, wenn auch - was noch zu zeigen sein wird - Katz' Roman nicht ausschließlich als literarische Wiedererschaffung der historischen Landschaft Galizien intendiert ist, sondern stark von der aktuellen Exilgegenwart her bestimmt wird.<sup>158</sup>

Trotzdem lassen sich in beiden Texten auch viele Ähnlichkeiten in Strukturen und Inhalten feststellen. Zunächst sei auf eine formal ähnliche Gestaltung hingewiesen: Mit vielen kurzen, aneinandergereihten Geschichten, die meist in sich abgeschlossen sind und untereinander nur in einem losen Zusammenhang stehen, lassen Granach und Katz die galizische Heimat in ihren Büchern neu entstehen. Diese Geschichten entsprechen gewöhnlich einem Kapitel, stellen meist eine Person oder Episode in den Mittelpunkt, und legen einen Vergleich mit der Ghetto-Geschichte des 19. Jahrhunderts<sup>159</sup> nahe. Geschichten wie die Zaubereien der „Hexe-Hebamme“ (DgM, Kap.3) oder des „Stadtmeschuggenen von Horodenka“ (DgM, Kap.14) sind solche Episoden, die als Kurzgeschichten auch außerhalb des Gesamtkontextes von Granachs Autobiographie gestellt werden können. Granach äußerte sich in einem Brief an seine Lebensgefährtin Lotte Lieven über die Entstehung seines Buches: „Ich schreibe erst über meine Kindheit und zwar in abgeschlossenen Novellen, die dort auch einen Zusammenhang haben.“<sup>160</sup> Auf ähnliche Art porträtiert Katz in kurzen Geschichten wie beispielsweise „Janek der Waldhüter“ (FM, Kap.3) die Welt des galizischen Strody, ebenso ohne sofort einen direkten Zusammenhang mit der Romanhandlung herzustellen. Auf diese Weise wird in den

---

<sup>157</sup> Köpke, H.: Sie wollten nichts als gute Deutsche sein, in: FR, 3.6. 1995.

<sup>158</sup> Die Tatsache, daß Granach Galizien erst mit 16 Jahren verlassen hatte, während Katz, wie er selbst einräumt, nur noch vage Erinnerungen an seine ersten sieben Lebensjahre in Galizien besaß (vgl. 2.3), muß hier ebenfalls berücksichtigt werden.

<sup>159</sup> Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts schrieben verschiedene, deutsch-jüdische Autoren über das Leben und die Bewohner der jüdischen Ghettos in kurzen, am Stil des „bürgerlichen Realismus“ orientierten Erzählungen für überwiegend nichtjüdische Leser. Ein Klassiker dieser Art der „Ghettogeschichte“ war Leopold Kompert (*Aus dem Ghetto*, 1848) und ferner die mehr aufklärerisch orientierten Schriftsteller Leo Herzberg-Fränkell (*Polnische Juden*, 1866) und Karl Emil Franzos (*Die Juden von Barnow*, 1877). (ausführlicher in der Einleitung von Hermand, J. (Hg.): *Geschichten aus dem Ghetto*. S. 13ff.).

<sup>160</sup> Granach an Lotte Lieven, 22. 8. 1942, zit. nach Klein A./Kruk R.: Alexander Granach. S. 153.

*Fischmanns* ein breites Panorama von verschiedenen Personen entfaltet - von der Obrigkeit bis hin zu den einfachen Bauern -, das über die Familie des Ich-Erzählers hinausgreift. Katz erläuterte sein erzählerisches Vorgehen in einem 1985 entstandenen Nachwort: „Ich war der Erzähler. Aber je mehr ich schrieb, desto mehr spaltete ich mich auch in viele andere Personen auf.“<sup>161</sup> Beide Autoren wandten in ihren Darstellungen eine Art „Puzzle-Technik“ an, indem sie, analog dem Zusammenfügen vieler unterschiedlicher (Teil)bilder, ihre kurzen Geschichten und Episoden aus Familie oder Alltagsleben in Galizien aneinanderreiheten und auf diese Weise versuchten, ein Gesamtbild ihrer Heimat zu entwickeln.

In beiden Werken nimmt die Figur des Vaters breiten Raum ein. Obgleich Granach als Autobiograph seine eigene Entwicklung in den Vordergrund stellt, erscheint daneben sein Vater Aaron Gronach als die am deutlichsten beschriebene Figur. In den *Fischmanns* ist der Vater des Erzählers, Jossel Fischmann, die Hauptfigur; erst im zweiten Buch rückt Katz den Erzähler selbst ins Zentrum der Darstellung. Diese Väterfiguren werden durchweg positiv und mit viel Respekt geschildert. Granach zeichnet ein Bild des weisen und gerechten Vaters, der zu seinen Kindern ein enges Vertrauensverhältnis hat. Obwohl Aaron Gronach zusehen muß, wie seine Familie und damit auch die ihm vertraute ostjüdische Welt zerfällt, gibt er seinen Kindern dennoch gute Wünsche mit auf ihrem Weg „in die Welt“. „Ich halte ihn für einen Helden“ (FM, 83), urteilt der Erzähler der *Fischmanns* über seinen Vater. Das Schicksal des kleinen galizischen Händlers Jossel Fischmann besitzt nahezu tragische Züge in den beiden Romanen von Katz. Jossel, der sich immer nach dem kleinen, „privaten Glück“ sehnte, sieht seine Hoffnungen weder in Galizien noch im Auswanderungsland Amerika erfüllt. In Deutschland schließlich muß er erkennen, daß seine ostjüdische Welt mit ihren traditionellen Wertvorstellungen, denen er noch immer stark verbunden ist, nicht mehr gefragt ist.

Die „erzählenden Söhne“ blicken in beiden Werken auf ihre Väter zurück, die noch der inzwischen untergegangenen Welt der galizischen Juden angehörten. Diese Vaterfiguren repräsentieren das traditionelle Ostjudentum und insbesondere seine starke religiöse Orientierung, von der sich die Söhne durch Auswanderung und Assimilierung an die deutsche Kultur weitgehend entfernt hatten. Trotz ihrer Distanz zur Welt

---

<sup>161</sup> Katz, H.W.: Die Fischmanns. Nachwort. S. 258.

der Väter entwerfen die Söhne ein verständnisreiches, in manchen Teilen liebevolles Bild ihrer Väter. Die Bedeutung der Figur des Vaters erklärt sich zunächst durch seine Aufgabe als Hauptvermittler von Religion und Tradition in den ostjüdischen Familien.<sup>162</sup> Allgemeiner betrachtet, kann die ausführliche Darstellung der Vatergestalten - das angedeutete Verhältnis des Erzählers Jakob Fischmann zu seinem Vater Jossel gibt hier wohl die eigenen Erfahrungen des Autors Katz wider - als eine Form der „Rückkehr der verlorenen Söhne“ durch die Literatur gelten.

Die Schilderung des ostjüdischen Milieus beinhaltet in beiden Texten nicht nur den Rückblick auf einen abgeschlossenen, intakten Mikrokosmos, sondern zugleich wird die Auflösung dieser Welt thematisiert. Die Großfamilie Gronach und die drei Generationen der Fischmanns in Strody repräsentieren zunächst einmal die traditionellen Lebensformen der Ostjuden, aber gleichzeitig lassen die Autoren keinen Zweifel daran, daß sich die Welt des Shtetls in einem Prozeß des Zerfalls befindet. Der erste Weltkrieg und die daraus resultierende Massenflucht der Juden bzw. die Pogrome markieren in beiden Büchern den Endpunkt dieser Entwicklung. Die Flucht aus Galizien, ob freiwillig oder gezwungen, und der Versuch, sich im Leben neu zu orientieren; freilich auch die Erfahrung, als Ostjude überall ein Heimatloser zu sein, werden daher im zweiten Teil der Texte zu den dominierenden Themen. Diese Inhalte können neben der Schilderung der ostjüdischen Shtetlwelt, als Grundlinien in Granachs Autobiographie und Katz' Geschichte der Familie Fischmann ausgemacht werden, wenn auch die beschriebenen äußeren Lebenswege bei Katz und Granach recht unterschiedlich verlaufen.

Granach muß dem Shtetl entfliehen, um auf der Bühne stehen zu können, und in gleicher Weise verlassen viele seiner Geschwister in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft ihre galizische Heimat. Katz stellt die Frage der freiwilligen Auswanderung sowie die spätere Flucht angesichts der Gefahr des Krieges in den Mittelpunkt seines Romans. Das Verlassen der ostjüdischen Welt bewirkte bei allen Auswanderern stets einen starken Bruch in ihrer Biographie, da, wie Magris feststellt, der Shtetl-Flüchtling aus einer „vorliberalen Gesellschaft in eine schon ziemlich weit fortgeschrittene kapitalistische Gesellschaft (Westeuropas oder Amerikas)“ gerät.<sup>163</sup> Die räumliche Trennung von Galizien hat immer eine geistige Entfremdung der Protagonisten von der Welt des

---

<sup>162</sup> Haumann, H.: Geschichte der Ostjuden. S. 121.

<sup>163</sup> Magris, C.: Weit von wo. S. 33.

Ostjudentums zur Folge. Granach begibt sich durch seine Flucht nach Berlin in ein völlig anderes Milieu, und ebenso löst sich der Erzähler Jakob Fischmann - hauptsächlich beschrieben im Folgeroman *Schloßgasse 21* - als Heranwachsender in einer thüringischen Stadt unter vielen Konflikten vom orthodoxen Judentum seines Vaters. Die Suche nach Heimat und Identität zwischen dem streng jüdischen Elternhaus und dem tendenziell antisemitischen Umfeld in Deutschland wird für das galizische Flüchtlingskind Jakob Fischmann zur prägenden Erfahrung. Granach muß in Berlin viele Barrieren überwinden, findet seinen eigenen Weg zum Bühnenstar, und das Berliner Theater wird schließlich zu seiner „Wahlheimat“ (DgM, 397). Am Ende der Bücher haben die Protagonisten den Status von mehr (Granach) oder weniger (Fischmanns) etablierten ostjüdischen Einwanderern in Deutschland erreicht; die Shtetlwelt ihrer Kindheit gehört bereits der Vergangenheit an.

Das Schlußarrangement beider Werke ist hingegen wieder völlig konträr. Granach erhält erstmals Gelegenheit, seine Traumrolle, Shakespeares Shylock, zu spielen und schließt den Text mit einer optimistischen Vermutung, seine Rolle betreffend: „Es war noch nicht wie ich es wollte,- aber mit den Jahren wird es schon besser werden.“ (DgM, 417) Katz' Erzähler gibt einen pessimistischen Ausblick. Seine Träume von Heimat und Verwurzeltheit sollten sich nicht erfüllen: „Wie habe ich dies alles ersehnt, erlebt, wie habe ich gekämpft - und wie wurde ich betrogen.“ (FM, 246)

## 4. Heimat Galizien und deutsche Exilliteratur

### 4.1 Galizien im Spiegel der Exilgegenwart

Der Blick der Autoren auf Galizien geschah immer aus der Retrospektive, da diese „kulturelle“ Landschaft als österreichisch-ungarisches Kronland während der Zeit des Exils schon seit ungefähr einer Generation nicht mehr existierte. Dennoch wurde damit nicht nur eine geographisch-historisch und auch weltanschaulich entrückte Vergangenheit beschworen, sondern die Darstellung Galiziens war auch von Aspekten der gegenwärtigen Exilsituation bestimmt. Eine „geistige Ballung um Gegenwartsprobleme“, die Guy Stern als ein konstitutives Element des Schreibens im Exil ausmacht,<sup>164</sup> kann zumindest teilweise auch bei jenen Exilwerken festgestellt werden, die sich mit Galizien beschäftigen. Aus dem Rückgriff auf das ostjüdische Milieu in dieser besonderen, durch Völkervielfalt gekennzeichneten Kulturlandschaft an der Grenze der österreichischen Monarchie ergab sich zugleich eine Projektion auf gegenwärtige Probleme. Der Stoff „Galizien“ und „Ostjudentum“, der den meisten unter Punkt 1.3 vorgestellten Autoren - einzige Ausnahme: Bruno Frank - aufgrund ihrer Kindheit und Jugend präsent war, bot die Möglichkeit, wichtige Themenkreise des Exils wie beispielsweise Antisemitismus, Flucht, Exiliertendasein und Heimatlosigkeit aufzugreifen.

In den *Fischmanns* wird die Schilderung der Vergangenheit am deutlichsten von der Gegenwart des Exils bestimmt. „Das Buch will ja anklagen“, erklärte Katz in einem Brief an Ernst Leonard und bekannte sich weiter - übrigens nicht ganz unbescheiden - zum öffentlich-politischen Anspruch seines Schreibens:

Für mich ist Schreiben eine öffentliche Angelegenheit. Wissen Sie wie ich schreibe? Ich habe beim Schreiben immer den Eindruck, als stehe ich an einem Rednerpult und erzähle vielen, vielen Menschen alles das, was mir sehr am Herzen liegt. Ich bin kein egozentrischer Lyriker. Dass Kunst

---

<sup>164</sup> Stern, G.: Prolegomena zu einer Typologie der Exilliteratur. S. 43.

eine Unterabteilung der Pädagogik sei, stammt, wenn ich mich recht erinnere, von Brecht. Dieser Satz könnte auch von mir sein.<sup>165</sup>

Katz setzt stark auf die politische oder appellative Dimension seines Textes. In diesem Zusammenhang muß auch gesehen werden, daß für ihn die Exilerfahrung als solche Anlaß des Schreibprozesses wird. Die Darstellung der galizischen Kindheit bleibt bei Katz nicht eine private Rückschau, sondern wird eng mit der aktuellen Lebenswirklichkeit des Exils verzahnt. Weiter ist zu vermuten, daß der ursprüngliche Text des Romans noch mehr kommentierende Einschübe mit Verweisen auf die Exilsituation und das jüdische Schicksal enthielt, die Katz in seiner Fassung für den Verlag zugunsten des „plots“ abschwächte. Er schrieb in einem Brief an Leonard von dem „überarbeiteten Manuskript“ für den Verlag *Allert de Lange*, in dem er „die Sätze, die mehr reflektierender Art waren“ weggelassen hätte.<sup>166</sup>

In die Diskussion um die Auswanderung der Familie Fischmann mischt sich auch die Sorge, daß „im Westen der Frieden auch nicht auf der Straße liege“ (FM, 91) und es überall Antisemiten gebe (FM, 97). „Es ist überall der gleiche Dreck, lieber Leser“ (FM, 111), stellt der Erzähler bezüglich des Antisemitismus fest und kommentiert die Erfahrungen seiner Protagonisten als kennzeichnend für das jüdische Schicksal. Obgleich freilich der Antisemitismus der Nationalsozialisten eine „andere Qualität“ bekommen sollte, verwendet Katz den „historischen Stoff Galizien“ dazu, die Entwicklungen in Deutschland anzudeuten. Anhand der Geschichte der galizischen Familie Fischmann wird generell auf das jüdische Schicksal von Verfolgung und Diskriminierung hingewiesen. Bruno Frank stellt in seinem Roman *Die Tochter* mit dem antisemitischen k.u.k. Rittmeister Schaller und dessen Sohn, der als SS-Scherge während des deutschen Einmarsches in Polen im ehemaligen galizischen Garnisonsort seines Vaters wütet, sogar eine personelle Kontinuität zwischen den Antisemiten im altösterreichischen Galizien und den Nationalsozialisten her.<sup>167</sup>

Vielfach wird in den Texten auf Judenpogrome im osteuropäischen Raum verwiesen. Der Erzähler in den *Fischmanns* schildert seine Mutter Lea als Überlebende des Pogroms der südrussischen Stadt Kischinev (FM, 47ff) und in ähnlicher Konstellation wird in Franks Roman die jüdische Mutter der Hauptfigur, Recha, beschrieben, die als

---

<sup>165</sup> H.W. Katz an E. Leonard, 30. 5. 1937, (Nachlaß Katz).

<sup>166</sup> H.W. Katz an E. Leonard, 11. 7. 1937, (Nachlaß Katz).

<sup>167</sup> Frank, B.: *Die Tochter*. S. 340ff.

Halbwüchsige nur durch Zufall den plündernden russischen Soldaten in Lublin entkommt.<sup>168</sup> Auch Alexander Granach berichtet von Pogromen, die gegen Ende des ersten Weltkriegs in seiner galizischen Heimat stattfanden: „Bej Zyda! Haut den Juden!“, war die Losung der polnischen und ukrainischen Kriegsparteien. (DgM, 404) Frithjof Trapp sieht die Darstellungen von Pogromen, soweit sie in der deutschen Exilliteratur überhaupt vorhanden sind, auf den osteuropäischen Raum beschränkt. Deshalb vermutet er, daß diese Pogrome in der ostjüdischen Welt von den Exilautoren als „Spiegel“ für die nationalsozialistische Judenverfolgung in Deutschland eingesetzt wurden.<sup>169</sup> Am deutlichsten kann dieser Zusammenhang zwischen russischen Pogromen und aktueller Bedrohung in Deutschland wiederum durch *Die Fischmanns* belegt werden: Der russische Pogromflüchtling Leiser Selzer möchte nicht nach Deutschland auswandern, da er befürchtet, daß es dort „eines Tages dieselbe Hetze wie in Wolhynien“ geben könnte. (FM, 113) Im Gegensatz dazu erscheint Galizien in den Texten auch zum Teil als positive Utopie ähnlich der Einschätzung Joseph Roths, der diese Grenzlandschaft als „Ort des friedlichen und einigermaßen toleranten Zusammenlebens verschiedener ethnisch-sozialer Gruppen“ sehen wollte.<sup>170</sup> Ein Beispiel aus *Da geht ein Mensch* wäre die alte Freundschaft von Granachs Vater mit seinem ukrainischen Nachbarn Jus Fedorkiw, die auch von deren Söhnen Andryj und Schachnejbor weitergetragen wird. Andryj kümmerte sich um die Felder des ältesten Bruder Granachs, als dieser wegen der Pogrome das Dorf verlassen hatte und er erklärte: „Da siehst du, die Erde fragt nicht, ob sie für den Juden oder den Christen das Brot hergibt. Wer sie bearbeitet, den beschenkt sie.“ (DgM, 388) Ebenso wird in Bruno Franks Roman die strenggläubige Ostjüdin Chana gezeigt, die schließlich die Verbindung ihrer Pflgetochter Recha mit dem nichtjüdischen österreichischen Offizier Pattay akzeptiert.<sup>171</sup> Die Schriftsteller beschreiben Galizien hier als Ort von gelebter Humanität und Toleranz und entwerfen auf diese Weise im Exil ein Gegenmodell zum Irrationalismus der faschistischen Borniertheit in Deutschland.

Schreiben über Galizien bedeutet zugleich die Thematisierung der Auflösung des ostjüdischen Milieus durch den „Aufbruch aus dem

---

<sup>168</sup> Ebd., S. 38f.

<sup>169</sup> Trapp, F.: Der Novemberpogrom. S. 8.

<sup>170</sup> Klanska, M.: Die galizische Heimat im Werk Joseph Roths. S. 153.

<sup>171</sup> Frank, B.: Die Tochter. S. 79.

Schtetl“. Nahezu alle Autoren waren aufgrund ihrer Biographie selbst die besten Zeugen für die aus unterschiedlichen Gründen erfolgte Flucht oder Auswanderung aus ihrer galizischen Heimat. Ihre Exilzeit nach 1933 kann daher als Wiederholung oder Fortdauer der Flucht- und Emigrationserfahrungen ihrer Kindheit und Jugend gesehen werden.<sup>172</sup> Deshalb erscheint es naheliegend, daß die Autoren ihren Weg aus der ostjüdischen Heimat auch in Zusammenhang mit ihrer aktuellen Exilsituation gebracht haben, obwohl diese Vermutung nicht durch alle Texte eindeutig gestützt werden kann.

In den *Fischmanns* ist die Flucht aus Galizien das bestimmende Thema, worin sich offenkundig die Exilerfahrungen des Autors Henry W. Katz erkennen lassen. Der Erzähler rechnet am Beginn des Romans die Flucht zu den Grunderlebnissen seines Lebens (FM, 11) und läßt erkennen, daß seine Erinnerung an Galizien aus einer Exilsituation heraus geschieht. Er beruft sich auf Informationen, die er von dem im Pariser Exil lebenden Sohn des Arztes von Strody erhält (FM, 37) und bezeichnet, in Anspielung auf die gegenwärtige Situation, die Möglichkeit der freiwilligen Auswanderung aus dem Osten als „glückliche Zeit“, in der es „keine Visen“ und „keine Einreisebewilligung“ gab (FM, 110). Mit Jossel Fischmanns Auswanderung nach New York (FM, Kap.19) hat Katz in seinem Buch, so hat es den Anschein, die eigene Emigration in die USA 1941 schon vorweggenommen. Ebenso macht Detlef Ignasiak in Joseph Roths *Erdbeeren*-Fragment das Motiv des „Indieweltgehens“ als bestimmend aus, da der Autobiograph Naphtali Kroj viele seiner galizischen Landsleute aufzählt, die in die späteren Exilorte der Juden ausgewandert waren.<sup>173</sup> Alexander Granach stellt in *Da geht ein Mensch* keine direkte Parallelität zwischen seiner Flucht aus der ostjüdischen Welt und seinem Exulantenschicksal her. Die Ausführlichkeit, mit der er den schwierigen Assimilationsprozeß in Berlin und seine Entwicklung zum Künstler beschreibt, könnte allerdings vor dem Hintergrund der Probleme gesehen werden, die Granach als deutscher Bühnendarsteller hatte, in Hollywood Fuß zu fassen. Ähnlich wie 30 Jahren zuvor in Berlin, mußte Granach nach seiner Ankunft in Amerika eine neue Sprache erlernen und sich den Gesetzen des Mediums Film anpassen.<sup>174</sup>

---

<sup>172</sup> Klanska betont, daß das Exil nach 1933 für einige Autorinnen (siehe Anm. 56) „ein zweites, wenn nicht drittes Exil in ihrem Leben war“, verfolgt jedoch diesen Aspekt in den autobiographischen Texten nicht weiter. (Die Erfahrung Exil in deutschsprachigen Autobiographien ostjüdischer Autorinnen. S. 106).

<sup>173</sup> Ignasiak, D.: Karl Emil Franzos und Joseph Roth als galizische Schriftsteller. S. 73.

<sup>174</sup> Klein, A./Kruk, R.: Alexander Granach. S. 134.



Weiter war das Verlassen der ostjüdischen, religiös geprägten Lebenswelt immer zunächst mit einem Verlust von Identität bzw. der Neuorientierung der eigenen Existenz verbunden. Das „Gefühl des Nirgends-zu-Hause-Seins“ ist ebenso ein wichtiger Topos der Exilliteratur,<sup>175</sup> wobei die aus Galizien stammenden Autoren diese Erfahrung der Heimatlosigkeit wiederum anhand ihrer eigenen Vergangenheit als ostjüdische Einwanderer in Deutschland thematisieren konnten. Katz erläuterte in einer Exilzeitung, daß ihn seine Herkunft dazu bewog, die Heimatlosigkeit zu einem Hauptmotiv seines Romans zu machen:

Ich habe den Ehrgeiz, die „ewige Heimatlosigkeit“, die „schuldlose Heimatlosigkeit“ zu beschreiben. Es war mir, als habe der Stoff auf mich gewartet. Sicher bin ich ganz besonders für die Bewältigung dieses Stoffes geeignet. Ich bin Nachkomme jüdischer Emigranten aus dem Osten Europas,<sup>176</sup>

Die „Träume nach Heimat“ (FM, 246) sollten für ihn nicht in Erfüllung gehen, deutet der Erzähler am Ende der *Fischmanns* an und verweist damit schon auf den erneuten Verlust seiner Heimat - diesmal Deutschland - durch das Exil im Jahr 1933. Durch eine Anspielung auf das Ahasver-Schicksal wird die Heimatlosigkeit als speziell jüdische Erfahrung interpretiert: Katz' Erzähler betont, daß er nunmehr Verständnis für die „Nervosität“ der russischen Pogromflüchtlinge in seiner Kindheit habe, da er jetzt selbst als Emigrant „die alte Reise aller Juden angetreten“ habe. (FM, 110)

In Granachs Autobiographie finden sich keine direkten Bezüge auf die Exilsituation oder ein allgemeines jüdisches Schicksal. Lediglich die intertextuellen Referenzen auf Shakespeares *Kaufmann von Venedig* im letzten Kapitel des Buches lassen einen entsprechenden Zusammenhang erkennen. Granach setzte sich als Schauspieler intensiv mit der Figur des Shylock auseinander, die er durch den *Pojaz* kennengelernt hatte. Er zitiert nochmals, wie schon bei seiner „Entdeckung“ der Figur (vgl. DgM, 221), die Verteidigungsrede des Shylock aus dem dritten Akt von Shakespeares Drama und interpretiert sie als Anklage:

„Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht?  
Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht?  
Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht?“

---

<sup>175</sup> Stern, G.: Prolegomena zu einer Typologie der Exilliteratur. S. 45.

<sup>176</sup> Katz, H.W.: Kurze Selbstbiographie, in: PTZ, 23. 5. 1937.

Und wenn ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht rächen?“ (DgM, 412)

Der Shylock wird als Vertreter der verfolgten Juden insgesamt gesehen, aber die Auseinandersetzung mit dieser Figur ist auch vom individuellen Schicksal des Autobiographen bestimmt: „Seinen Shylock“ stellt sich Granach auch in Anspielung auf Ahasver als wandernden Juden vor, der erst von England in einer langen Odyssee nach Ostgalizien flieht, und dessen Nachkommen - hier schließt sich mit Granachs eigener Biographie der Kreis - wiederum die „schwarze und saftige Erde“ verlassen und nach Westen gehen. (DgM, 415ff). Den Shylock sieht er als seinen „Urahn“ und will ihn als „das Opfer und den Ankläger dieser Gesellschaft, die ihn anspeit und verfolgt und als Vertreter der Menschenrechte des Juden“ (DgM, 417) spielen. Neben der allgemeinen Symbolfunktion der Figur kann wohl die von Granach mehrfach beschworene Identifikation mit dem Shylock als Andeutung einer persönlichen Exilerfahrung als vertriebener Jude gewertet werden.

Die obigen Beispiele haben gezeigt, daß die meisten Autoren bei der Darstellung ihrer galizischen Heimat auch von der gegenwärtigen Exilsituation beeinflusst waren. In der Tendenz neigen die untersuchten Texte mit stärkerem bzw. ausschließlichem fiktionalem Charakter dazu, die historische Landschaft Galizien mehr als „Folie“ zur Veranschaulichung aktueller Problemkreise des Exils einzusetzen (Frank, Katz), während in den stärker autobiographisch bestimmten Texten die Rückerinnerung an die ostjüdische Welt nicht explizit mit der Exilsituation in Verbindung gebracht wird (Granach). So sind *Die Fischmanns* keineswegs nur als „Epitaph auf das jüdische Stetel“<sup>177</sup> zu verstehen, sondern es wird mit dem Roman eine „Umsetzung der eigenen Exilerfahrungen des Autors in einen selbst miterlebten historischen Stoff“<sup>178</sup> versucht. In Alexander Granachs Autobiographie hingegen sind Verweise auf die Exilsituation oder auf ein allgemeines, über die individuelle Vita hinausgehendes, jüdisches Schicksal eher indirekt angelegt, wie etwa in der beschriebenen Shylock-Figur.

---

<sup>177</sup> Schütz, H.J.: Vergessene Autoren des 20. Jahrhunderts. S. 136.

<sup>178</sup> ter Haar, C.: Erzähler im Exil. S. 1188.

## 4.2 Rückkehr in die „Welt von Vorgestern“

Schon während der Weimarer Republik beschäftigten sich Schriftsteller und Intellektuelle mit der ostjüdischen Welt. Ausgelöst wurde dieses Interesse oft durch die persönliche Begegnung mit dem Ostjudentum im Zuge des ersten Weltkriegs; weiter ist die „Schlüsselrolle“ des jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber zu nennen, dessen Schriften über den Chassidismus<sup>179</sup> in den 20er Jahren eine breite Rezeption erfuhren. Buber ging es um eine Wieder- bzw. Neubelebung ostjüdischer Traditionen und Lebensformen, die bisher von den assimilierten Juden in den westlichen Ländern als überwiegend negativ und rückständig bewertet wurden. Durch eine Rückbesinnung auf das „eigentliche“ Judentum - damit war eine starke Betonung der ostjüdischen Frömmigkeit und eine Aufwertung des Chassidismus und der jüdischen Mystik gemeint - erhoffte sich Buber eine Erneuerung des westlich-liberalen Judentums.<sup>180</sup> Gerade als der verstärkte Antisemitismus der Weimarer Zeit aufgeklärte Assimilationsvorstellungen problematisch werden lies, gewann dieses alt-neue Modell „Ostjudentum“ vermehrte Attraktivität in deutsch-jüdischen intellektuellen Kreisen und wurde teilweise auch zu einem „idealisierenden Wunschbild“ stilisiert.<sup>181</sup> Als literarische Belege für dieses neuerwachte Interesse an der ostjüdischen Welt können Arnold Zweigs Buch *Das ostjüdische Antlitz* (1919)<sup>182</sup>, später sein Roman *Der Streit um den Serganten Grischa* (1927), sowie Alfred Döblins Reisebericht *Reise in Polen* (1925) gelten. Wodurch unterschied sich demgegenüber die Auseinandersetzung mit diesem Thema im Exil?

Zum einen wird das Schreiben über das ostjüdische Milieu Galiziens durch eine starke - wenn auch unterschiedlich realisierte - autobiographische Komponente bestimmt, da die Autoren auf Erfahrungen der eigenen Kindheit und Jugend zurückgreifen, und zum anderen evozierte die Exilsituation an sich erst ihre schriftstellerische Tätigkeit. Granach und Katz begannen im Exil erstmals zu schreiben, indem sie sich ihrer ostjüdischen Herkunft erinnerten. Auf ähnliche

---

<sup>179</sup> siehe Buber, Martin: Werke. 3. Bd. Schriften zum Chassidismus. München/Heidelberg 1963.

<sup>180</sup> Kwiet, K. u.a.: Einleitung. S. 32f.

<sup>181</sup> Ebd., S.30.

<sup>182</sup> Dieses Buch, das der jüdische Maler Hermann Struck (vgl. Anm. 129) mit 50 Lithographien illustrierte, beruhte auf Zweigs Begegnungen mit dem Ostjudentum während seiner Zeit als Pressesoldat des deutschen Hauptquartiers „Ober-Ost“ im ersten Weltkrieg.

Weise wurde der Journalist Soma Morgenstern erst im Exil mit der Trilogie über die Rückkehr des assimilierten Alfred Mohylewski in seine galizische Heimat zum Schriftsteller.<sup>183</sup> Offensichtlich wird die Exilsituation hier zum Anlaß für autobiographische Reflexionen. Dieses „existenzielle Erlebnis des Erzählens“, also die Thematisierung der eigenen Existenz, betrachtet Helmut Pfanner neben der politischen Motivation als den wichtigsten Antrieb für das Schreiben im Exil insgesamt.<sup>184</sup> So bekennt Katz, daß „mein Schreiben eine Art von Therapie war, die mir ungemein half, die schweren Zeiten in Lyon zu überstehen.“<sup>185</sup> Und Albert Klein berichtet über Krisenerfahrungen des Schauspielers Granach im Exil:

In den USA hat er oft die Leere einer oberflächlichen, hektischen Geselligkeit empfunden. Dazu muß sich, bei aller lebensfroher Zuversicht, auch manchmal die Angst vor einem einsamen Alter eingeschlichen haben. Gab es doch unzählige Beispiele der völligen Isolation ehemaliger Berühmtheiten, die im krassen Gegensatz zu den engen Familienbindungen in der östlichen Welt seiner frühen Jugend standen.<sup>186</sup>

Für Granach und Katz dürfte das Aufzeichnen der eigenen Vergangenheit eine Form der Kompensation für die Hoffnungslosigkeit und Enttäuschungen der Exilzeit gewesen sein. Der Vereinsamung ihrer Exilgegenwart stellten sie mit ihren Texten die ostjüdische Gemeinschaft in Galizien gegenüber.

Ein gemeinsames Merkmal der Exiltexte über Galizien ist ihr autobiographischer Charakter. Selbst wenn lediglich *Da geht ein Mensch* der traditionellen Gattung Autobiographie am nächsten kommt, so steht doch fest, daß der Ich-Erzähler der *Fischmanns* im wesentlichen das Schicksal des Autors Katz widerspiegelt. In ähnlicher Weise schreibt Soma Morgenstern in „durchgehender Verschmelzung von Fiktion und Faktizität“<sup>187</sup> ausschließlich über eine Lebenswelt, in der er selbst aufgewachsen ist. Autobiographisches Schreiben wird jedoch heute nicht nur als bloße Dokumentation der Vergangenheit verstanden,

---

<sup>183</sup> Eine Ausnahme bildet in diesem Zusammenhang Bruno Frank, der schon vor dem Exil ein bekannter Autor war und dessen Buch *Die Tochter* keine autobiographischen Bezüge aufweist. Orłowski vermutet, daß sich Frank in dem Roman auf seine Erlebnisse im ersten Weltkrieg als Soldat an der Ostfront in Galizien stützte. (Orłowski, H.: Galizische Stadtlandschaften. S. 27).

<sup>184</sup> Pfanner, H.: Schreiben als Selbstbestätigung. S. 91.

<sup>185</sup> Katz, H.W.: Die Fischmanns. Nachwort. S. 260.

<sup>186</sup> Klein, A./Kruk, R.: Alexander Granach. S.141.

<sup>187</sup> Schulte, I.: Nachwort. S. 377.

sondern auch als ein Akt der Selbstbefragung, um die Grundlinien des eigenen Lebens auszumachen. Ingrid Aichinger verwendet in Abgrenzung zu Memoiren den Begriff „autobiographischer Antrieb“, der einen Autor veranlaßt, „dem Geheimnis seiner Existenz nachzugehen“<sup>188</sup>, und sieht daher die Autobiographie letztlich als „Suche nach Sinnfindung“.<sup>189</sup>

Granach erzählt in *Da geht ein Mensch* ausführlich über seine Kindheit im Shtetl und seinen schwierigen Weg zum Schauspieler. Auf diese Weise definiert er seine Persönlichkeit primär über seine ostjüdische Herkunft aus Galizien und weiter über seine Leidenschaft für das Theater. Ebenso versuchten Katz, Morgenstern und Beradt sich ihrer jüdischen Existenz zu vergewissern, indem sie in den Texten nach ihren ostjüdischen Wurzeln fragten. Wird diese „Erinnerungsarbeit“ durch autobiographisch bestimmtes Schreiben, mit der sich diese Autoren in die Kontinuität des traditionellen Judentums ihrer Eltern- oder Großelterngeneration stellten, als „Suche nach Sinn“ interpretiert, so stützt diesen Befund wiederum die Eigenschaft der Texte als Exilwerke. Gerade der Verlust von Heimat und Bindungen im Exil führte zu einem „neuen Selbstentwurf“, der durch „sinnstiftende Narration“, also „dem Versuch in narrativer Form das zerbrochene Leben wieder zu einem Ganzen zusammzusetzen“ bewerkstelligt wurde.<sup>190</sup> Die Texte über die galizische Welt können daher nicht ausschließlich - wie häufig in der Exilautobiographik - nach ihrer dokumentarischen oder politischen Absicht bemessen werden, sondern sie dienten auch einer Klärung der Identität ihrer Verfasser. Galizien wird nicht allgemein als historisch-politisches Gebilde beschrieben; der Blick auf diese Landschaft erfolgte stets aus einer individuellen, von der ostjüdischen Kindheit und Familie geprägten Perspektive. Weshalb diese Identitätssuche eine Bezugnahme auf die entfernte Lebenswelt der ostjüdischen Kindheit in Galizien erforderte, verdeutlicht auch ein Blick auf das Verhältnis der Autoren zu Deutschland.

In den Monaten nach dem Reichstagsbrand 1933 verließen, Bruno Frank, Alexander Granach und Henry William Katz Deutschland; Soma Morgenstern flüchtete nach den Februarkämpfen 1934 aus Wien ins Pariser Exil. Martin Beradt folgte erst 1939. Teilweise mußten die Autoren ein Land verlassen, in das sie erst vor 20 Jahren aus dem Osten

---

<sup>188</sup> Aichinger, I.: Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk. S.179.

<sup>189</sup> Ebd., S.194.

<sup>190</sup> Bronfen, E.: Exil in der Literatur: Zwischen Metapher und Realität. S.170.

eingewandert waren, und mit dessen Kultur sie sich als Journalisten, Schriftsteller oder Schauspieler identifiziert hatten.<sup>191</sup> Dieses Deutschland, das von bildungsbeflissenen Juden im Osten immer als Inbegriff von Emanzipation und Aufklärung gesehen wurde, und dessen klassische Dichtung sie „mit höchster Begeisterung“ rezipierten,<sup>192</sup> zeigte 1933 ein ganz anderes Gesicht. Das „zivilisierte“ Land hatte gerade nicht das gehalten, wovon die Autoren selbst, oder ihre Vorfahren, im galizischen Shtetl geträumt hatten. Mit der Machtergreifung Hitlers wurde für sie ihre Assimilation als ostjüdische Einwanderer in Deutschland sinnlos, wie überhaupt damit das „westjüdische Modell“ der Anpassung und des völligen Aufgehens des Judentums in die deutsche Gesellschaft gescheitert war.

Diese Erfahrung führt Katz am Ende seines zweiten Romans *Schloßgasse 21* aus: Jakob Fischmann, der im ständigen Konflikt mit seinem Vater versucht hatte, sich von seiner ostjüdischen Herkunft zu distanzieren, muß schließlich das Scheitern der Assimilationsidee erkennen, da sich der Antisemitismus der Nationalsozialisten gegen alle Juden richtet. Seine in Abgrenzung vom seinem orthodox-jüdischen Vater Jossel „erarbeitete deutsche Identität“ wird angesichts der gemeinsamen Bedrohung durch die Nazis hinfällig. Ähnlich entdeckt ein Bekannter der Fischmanns, der aus der Ukraine eingewanderte Jude Feiweil, daß sich sein Schicksal 1933 nun nicht von dem der „Aristokraten unter den Juden, den deutschen Juden“ unterscheidet. (SG, 546). Nun waren nicht nur die an der Tradition orientierten Ostjuden bedroht, sondern eben auch all jene, die, wie Hannah Arendt es ausdrückte, „versucht hatten, die frohe Botschaft der Emanzipation so ernst zu nehmen, wie sie nie gemeint gewesen war“.<sup>193</sup> Vergegenwärtigt man sich noch einmal Granachs langen Weg der Assimilation, von seiner Ankunft als ostjüdischer Bäckergehilfe in Berlin bis zum bekannten Schauspieler, so wird deutlich, welch starken biographischen Einschnitt das Exil markierte. Granach, der sich seine Füße brechen lies, um in Deutschland akzeptiert zu werden, wird 1933 zur unerwünschten Person in diesem Land. Festzuhalten bleibt jedoch, daß die Emigration aus Deutschland bereits eine zweite Zäsur im Leben der Autoren darstellte, da sie ja als Kinder oder Jugendliche aus der ostjüdischen Gemeinschaft Galiziens erst in dieses Land gekommen waren und sich

---

<sup>191</sup> Leopold Lindtberg berichtet von Granachs Begeisterung für die deutsche Literatur und schildert seine Beziehung zur deutschen Kultur als „lebensnah, ja geradezu vital“. (Huder, W. (Hg.): Alexander Granach und das jiddische Theater des Ostens. S. 12).

<sup>192</sup> Klanska, M.: Aus dem Shtetl in die Welt. S.189.

<sup>193</sup> Arendt, H.: Die verborgene Tradition. S. 46.

dessen Kultur und Sprache aneignen mußten. Der Bruch des Exils stellte nun diese Identifikation mit Deutschland in Frage.

Da sich ihre erworbene „deutsche Identität“ als brüchig erwiesen hatte, erscheint es verständlich, daß sich die Autoren in ihren autobiographischen Zeugnissen nicht auf die Vergangenheit ihrer geglü ckten Akkulturation oder ihres Erfolges in Deutschland berufen und statt dessen ihre ostjüdische „Vorvergangenheit“ in den Vordergrund stellen. Mit dem Rückgriff auf die ostjüdische Welt ihrer Kindheit konnten sich die Autoren einer jüdischen Identität vergewissern, die im Laufe der Brüche ihrer Biographie vielleicht schon abhanden gekommen war.<sup>194</sup> Die autobiographischen Reflexionen dieser Exulanten sind als eine Form des Refugiums zu sehen, in dem „die abgeschnittenen und verlorengegangenen Fäden ihres Lebens zusammenlaufen konnten“<sup>195</sup>. Anders ausgedrückt: Die Erinnerung im Exil führt über zwei Schwellen - die Exilierung aus Deutschland und die Einwanderung aus Galizien - zurück in die Kindheit. Betrachtet man diese zwei Zäsuren in den Biographien der Autoren, so läßt sich etwas vereinfacht folgender Zusammenhang erstellen: Der zweite Bruch des Exils führt zu autobiographischen Reflexionen, die nunmehr versuchen, den ersten Bruch des Verlassens der ostjüdischen Welt rückgängig zu machen.

Vielleicht läßt sich das Schreiben über Galizien auch aus einer Erfahrung des Verlustes heraus begründen. Elisabeth Bronfen hat auf ein interessantes Paradox in der Literatur im Exil hingewiesen: „Erst der Verlust der Heimat läßt diese als Identifikationskategorie erkennen.“<sup>196</sup> Im Fall meiner Autoren kann von einem doppelten Verlust der Heimat gesprochen werden. Zum einen ist für sie die Heimat als historisch-politische Realität, als habsburgischen Provinz Galizien, verloren gegangen, und zum anderen existiert für die assimilierten Autoren ein zweiter Verlust in Form der „geistigen Heimat Galizien“, die durch die Kultur und die Tradition des Ostjudentums verkörpert wird. Zwar liegt dieser beider Verlust zunächst in der Einwanderung nach Deutschland begründet, aber die Erfahrung einer verlorenen „geistigen Heimat Galizien“ wird für die Autoren erst mit dem Exil manifest, da jetzt ihre

---

<sup>194</sup> Im Fall von Alexander Granach muß allerdings festgestellt werden, daß er sich in Deutschland immer zu seiner ostjüdischen Herkunft bekannt hatte. In einem Interview mit dem *Israelischen Familienblatt Warschau* charakterisiert er sich 1930 als „typischen jüdischen Optimisten“ und beurteilte die Tatsache seiner ostjüdischen Abstammung in Deutschland als problemlos (vgl. Klein, A/Kruk, R.: Alexander Granach. S. 77).

<sup>195</sup> Pfanner, H.: Schreiben als Selbstbestätigung: Erzählen im Exil. S. 91.

<sup>196</sup> Bronfen, E.: Exil in der Literatur. S. 170.

bisherige intellektuelle Orientierung an der deutschen Kultur problematisch wird. Die galizische Welt, in der eigenen Biographie vielfach verdrängt und lange zurückliegend, wird im Exil von den Autoren als verlorene Heimat wiederentdeckt. Weiter wäre an dieser Stelle auch zu fragen, inwieweit bereits in den vor Kriegsende entstandenen Texten das Wissen um den Holocaust - der tiefgreifendsten, kollektiven Verlusterfahrung - die Erinnerung beeinflusste.<sup>197</sup>

Wie gezeigt wurde, konstituiert sich das Bild Galiziens im Spannungsfeld von Exilsituation und autobiographischer Erinnerung. In Lyon, Paris und New York blickten die Exulanten auf eine in jeder Hinsicht weit entfernte Welt zurück, die sie mittels der eigenen Erinnerung, aber auch teilweise durch Fiktion rekonstruierten. Was Ehrhard Bahr als bestimmendes Moment für die deutsch-jüdischen Exilliteratur konstatiert, gilt in besonderem Maße für die Autoren ostjüdischer Abstammung: „Der negativen Fremdidentifikation wird die positive Selbstidentifikation entgegengesetzt.“<sup>198</sup> Die Exilautoren stellten mit dem Schreiben über ihre galizische Kindheit der Stigmatisierung in Deutschland nicht eine säkularisierte jüdische Identität gegenüber, sondern die stark über Traditionen definierte Welt des Ostjudentums. Worin zeigt sich in den Texten die Identifikation mit dieser „Welt von Vorgestern“?

Deutlich ist die schwierige soziale und gesellschaftliche Situation, wie etwa der aufgrund von Antisemitismus und Verarmung verstärkte Auswanderungsdruck, der galizischen Juden herausgestellt, während die streng religiös geprägte Welt des Shtetls nicht negativ geschildert wird. Insbesondere lassen sich in den Texten Väterfiguren als wichtige und positive Bezugspunkte der Erinnerung ausmachen, die - ähnlich wie zumeist in Joseph Roths Erzählwelt - als „Wertträger“ fungieren<sup>199</sup> und das aus Religion und Tradition lebende Ostjudentum repräsentieren. Im Exil erinnern sich die „assimilierten“ Söhne an ihre dem Ostjudentum treu gebliebenen Väter: Den verständnisreichen und weisen Aaron Gronach sowie den hart arbeitenden Jossel Fischmann. Ferner wird für Granach sein Lehrer aus dem Cheder, Schimschale, der Milnitzer zu

---

<sup>197</sup> Während Katz seine zwei Romane vor Beginn des zweiten Weltkrieges verfaßt hatte, dürfte zur Zeit der Entstehung von Granachs und Morgensterns Werken - wenn nicht als letzte Gewißheit - so doch mindestens die Ahnung einer drohenden oder bereits erfolgten Vernichtung des Ostjudentums vorhanden gewesen sein.

<sup>198</sup> Bahr, E.: Deutsch-jüdische Exilliteratur und Literaturgeschichtsschreibung. S. 42.

<sup>199</sup> Magris, C.: Weit von wo. S. 274.



einer wichtigen Bezugsfigur. Eine ähnliche Figur ist in Soma Morgensterns Trilogie *Funken im Abgrund* der Onkel des Protagonisten, Wolf (Wewel) Mohylewski. Der orthodoxe Jude Wolf bemüht sich um die Rückkehr seines Neffen Alfred zum jüdischen Glauben. Frank verkörpert hingegen in der Figur der Tante Chana die „reine jüdische Tradition“<sup>200</sup>.

Natürlich stellt sich in diesem Zusammenhang auch die Frage, ob die Autoren die ostjüdische Religiosität - im Sinne von Martin Buber - als (neues) Medium der Selbstfindung propagieren, oder ob nicht aus der distanzierten Perspektive des doppelten Exils eine Art Ästhetisierung der ostjüdischen Frömmigkeit stattfindet, um der Rückerinnerung an die galizische Kindheit eine größere Farbigkeit und Intensität zu verleihen. Generell findet sich weder bei Granach noch bei Katz ein eindeutiges Bekenntnis zum Judentum als *Religion*; die ausführliche Schilderung der Familie in beiden Texten legt den Schluß nahe, daß das Ostjudentum - anstatt als „religiöses Modell“ - vor allem als „Gemeinschaft“, als Ort sozialer Geborgenheit, verstanden werden soll. Granachs Apologie des Glaubens seiner Väter im Rahmen seiner Auseinandersetzung mit der Shylock Figur im letzten Kapitel der Autobiographie wirkt dagegen etwas aufgesetzt:

Aber kann ein Shylock auch unterzeichnen, daß er seinen Glauben ablegt und einen neuen annimmt? Kann man einen Glauben wechseln wie ein Hemd? Würde das mein Vater getan haben? Oder Schimschale, der Milnitzer? Nein, nein, nein! Sie würden lieber tausend Tode gestorben sein, als eine solche Handlung zu begehen. Seinen Glauben und seine Weltanschauung kann weder ein Gläubiger noch sonst ein Mensch mit Charakter wechseln! (DgM, 413)

Gerade im Fall Granach muß festgehalten werden, daß erst die völlige Trennung von der religiös geprägten ostjüdischen Welt Galiziens seine Theaterkarriere ermöglicht hat. Somit könnte obiges Zitat lediglich als Versuch einer - späten - Versöhnung von Theater (=Shylock) und (jüdischem) Glauben gewertet werden. Soma Morgensterns Trilogie ist dagegen die Geschichte einer umfassenden - auch geistig-religiösen - Rückkehr zum Ostjudentum. Der Ausgangspunkt dieses Romanprojekts liegt bezeichnenderweise noch vor Morgensterns Exilzeit.<sup>201</sup> Magris

---

<sup>200</sup> Sease, V.: Bruno Frank. S. 363.

<sup>201</sup> 1929 besuchte Morgenstern als Zeitungskorrespondent in Wien einen Kongreß der internationalen Vereinigung gesetzestreuer Juden, „Agudas Yisroel“ (Bund Israels), der ihn stark beeindruckte.

weist darauf hin, daß alle jüdischen Schriftsteller, die sich durch Bildung oder Auswanderung aus ihrem traditionellen Milieu gelöst haben, das Ostjudentum „nur noch als ein nicht wiederzuerlangendes Gut von außen her sehnsüchtig betrachten und beschreiben konnten.“<sup>202</sup>

- bei den Exilautoren Granach und Katz gilt dies wohl in besonderem Maße für die Sphäre der Religion.

Als indirektes Bekenntnis zur ostjüdischen Welt kann ferner der kritische Blick auf jegliche Arten der Distanzierung vom Judentum gewertet werden. Granach spricht von „anschmeißerischer Assimilation“ (DgM, 239) eines Schauspiellehrers. In *Schloßgasse 21* wird der Erzähler Jakob Fischmann - die biographische Parallele zum Autor ist hier offensichtlich - durch die Machtergreifung der Nazis „belehrt“ und erkennt den Irrtum der Assimilation. Katz karikiert ferner die „Überassimilation“<sup>203</sup> eines „Bundes nationaldeutscher Israeliten“, der noch 1933 versucht, sich zur nationalsozialistischen Machtergreifung zu bekennen (SG, 558ff). Mit den Reaktionen der Abkömmlinge der jüdischen Oberschicht gegenüber den galizischen Juden stellt Frank - wohl mit kritischem Rückblick auf seine eigene Position, da er ja selbst dem liberalen jüdischen Bürgertum in Deutschland entstammte - den Assimilationsgedanken in Frage:

Für diese Söhne von Wiener Bankiers und Brüner Fabrikanten war der Tonfall des Jiddisch, der Anblick der Figuren im Kaftan ein täglich erneuerter Stich. Denn ihr Ehrgeiz war es, in Manier und Rede ganz der Herrenklasse zu gleichen, ja vielleicht in gnädigen Ausnahmefällen zu ihr aufzurücken. Und furchtbar war ihnen die Vorstellung, einer der Offiziere könnte in Gedanken die Brücke schlagen zwischen ihnen und diesen Händlern. Eisig und zitternd blickten sie über die blassen Verwandten hinweg, die mit ausfahrenden Gesten vom Mittelmeer das Deutsch Herrn Walthers von der Vogelweide sprachen.<sup>204</sup>

Frank kommt hier auf eine weitverbreitete Haltung des westjüdischen Bürgertums gegenüber den Ostjuden zu sprechen, der er mit dem Hinweis auf die „urdeutschen“ Wurzeln des Jiddischen begegnet. In Martin Beradts Roman äußert sich ein galizischer Rabbiner skeptisch über das jüdische Leben im Berliner „Scheunenviertel“ und versucht, die Juden zur Rückwanderung zu bewegen, indem er Polen als das

---

Aus diesem Erlebnis entstand die Idee zu der Trilogie *Funken im Abgrund* (Hoelzel, A.: Soma Morgenstern. S.668).

<sup>202</sup> Magris, C.: *Weit von wo*. S.109.

<sup>203</sup> Kwiet, K. u.a.: *Einleitung*. S. 26.

<sup>204</sup> Frank, B.: *Die Tochter*. S. 19.

„wahre und neue Palästina“ bezeichnet.<sup>205</sup> Trapp deutet diese Stelle, in der sich das „ausweglose Unbehagen Beradts über den unvermeidlichen Assimilationsprozeß“ widerspiegelt, als Kernpunkt des Romans.<sup>206</sup>

Autobiographisches Schreiben über die ostjüdische Welt, die imaginäre Rückkehr nach Galizien, findet auf inhaltlicher Ebene ein Äquivalent im Motiv der Rückkehr: In den Texten ist häufig von einer oft durch Krisenerfahrungen in der Fremde ausgelösten, manchmal auch nur temporären Rückkehr der Protagonisten in ihre galizische Heimat die Rede. „In der Heimat, in der Heimat, da gibt’s ein Wiedersehen!“ (DgM, 388), freut sich Alexander Granach, als er nach dem Krieg zum zweiten Mal sein Geburtsdorf Werbiwizi besucht. Freilich demonstriert dieser Besuch, der zwar in ihm wehmütige Erinnerungen hervorruft, gleichzeitig schon seine Distanz zur ostjüdischen Welt. Bei Ausbruch des ersten Weltkriegs versucht Jossel Fischmann in Sorge um seine zurückgelassene Familie, von New York nach Galizien zurückzukehren, ebenso wie die Hauptfigur Elisabeth in Franks Roman *Die Tochter* ihre Ausbildung in einem Schweizer Internat abbricht und in ihre Heimat zurückeilt, um ihrer todkranken Tante Chana beizustehen. Handlungstragend ist das Rückkehrmotiv in Soma Morgensterns Trilogie *Funken im Abgrund*, das den Weg des in einem säkularisierten, westlichen Umfeld aufgewachsenen Alfred Mohylewski zeigt, der auf das ostgalizische Gut seiner Vorfahren zurückkehrt und zum Judentum zurückfindet.

Die Vorstellung Galiziens ist immer mit dem Entwurf einer Kindheitswelt verbunden. Selbst in jenen Texten, die lediglich eine lockere oder keine autobiographische Orientierung besitzen, wird Galizien als ein Ort der Kindheit wahrgenommen bzw. lassen sich kindliche Protagonisten finden. Der Erzähler Naphtali Kroj reiht im *Erdbeeren*-Fragment Eindrücke aus Kindheit und Jugend in seiner galizischen Heimatstadt aneinander. In Bruno Franks *Die Tochter* ist die heranwachsende Elisabeth in Galizien zwischen christliche und jüdische Auffassungen gestellt. Obgleich Alfred Mohylewski bei seiner Rückkehr nach Galizien der Kindheit schon entwachsen ist, wird seine Entwicklung durch die Freundschaft mit dem siebenjährigen Lipusch geprägt, dessen religiöse Erziehung im Cheder er mitmacht. „Der kleine Lipusch trug noch seine ganze Welt in sich. Er glaubte an den Messias

---

<sup>205</sup> Beradt, M.: Beide Seiten einer Straße. S. 163.

<sup>206</sup> Trapp, F.: Deutsche Literatur im Exil. S. 195.

und an die Wunder dieser Welt zugleich<sup>207</sup>, bewundert Alfred die naive Religiosität seines kleinen Freundes. Die Annäherung an die galizische Welt mit ihren frommen Juden und dem Nebeneinander der verschiedenen ethnischen Gruppen scheint am besten durch die Unbedarftheit und Unvoreingenommenheit kindlicher Perspektive gewährleistet. Durch die Naivität der Kindheit soll die ostjüdische Lebenswelt begreifbar gemacht werden.

Und dennoch: Galizien ist nicht ausschließlich ein „locus amoenus“ der Kindheit, der nun aufgrund der Unsicherheiten der Exilzeit aufgesucht wird. Das Bild Galiziens bleibt ambivalent, da die Gefährdung und letztlich auch die Auflösung dieser Welt durch Antisemitismus, Flucht oder Krieg in den Entwürfen stets mitgedacht wird. In vorsichtiger Abgrenzung zu Joseph Roth, der insbesondere gegen Ende seines Schaffens im Exil zu einem immer stärker „von der Optik der Sehnsucht mythisch geprägten Galizien“<sup>208</sup> gelangte, muß bei Granach, Katz und auch Morgenstern konzediert werden, daß ihre Rückkehr in die „Welt von Vorgestern“ zunächst der Klärung der eigenen Existenz diene. Außerdem blieb in ihren Darstellungen der Blick für die negativen Aspekte dieser ostjüdischen Kindheitswelt erhalten. Die Rezeption dieser Texte unterliegt mehr als zwei Generationen nach der endgültigen Vernichtung der ostjüdischen Welt jedoch anderen Bedingungen: Der Einschätzung Hubert Orłowski, daß bei jeglicher Rückerinnerung an Galizien „für den heutigen (Meta?)Leser ein wehmütiger Akzent nicht wegzudenken ist“<sup>209</sup>, kann nicht widersprochen werden.

---

<sup>207</sup> Morgenstern, S.: Idyll im Exil. S. 269.

<sup>208</sup> Klanska, M.: Die galizische Heimat im Werk Joseph Roths. S. 144.

<sup>209</sup> Orłowski, H.: Galizische Stadtlandschaften zwischen Realität und Utopie. S. 33.

## 5. Schlußbemerkung

Enttäuscht in ihrer Identifikation mit Deutschland und verunsichert von der unwirtlichen Gegenwart des Exils, lenken die Autoren ihre Schritte rückwärts; sie kehren heim nach Galizien, in das Land ihrer Väter, ein Land freilich, das sie zurückkehrend erst wieder entstehen lassen mußten: im Medium der Literatur. Mit ihren Werken über Galizien schlugen die Autoren im Exil einen Bogen zurück zu ihrer weit entfernten ostjüdischen Kindheit. Obwohl die individuellen Erfahrungen aus dieser Kindheit sehr unterschiedlich verarbeitet werden - das zeigt sich nicht zuletzt an den verschiedenen autobiographischen Formen - lassen sich doch bestimmte Grundlinien in der Darstellung der „Welt von Vorgestern“ ausmachen. Der Rückgriff auf die galizische Welt wird von dem aktuellen Entstehungsrahmen „Exil“ beeinflusst, der zugleich eine starke identifikatorische Komponente der Texte bedingt. Sicherlich läßt sich dieses Schreiben über Galizien im Fall von Granach, Katz und vielleicht auch Morgenstern als eine „imaginative Aneignung ihrer Herkunft als Heimat“<sup>210</sup> betrachten.

In dieser Arbeit wurde Joseph Roth, der wohl größte „Mentor“ Galiziens in der deutschsprachigen Literatur, weitgehend ausgeklammert. Um ein vollständiges Bild der Heimat Galizien im Exil zu gewinnen, bedürfte es der stärkeren Einbeziehung seines Oeuvres. Gerade ein Blick auf Querverbindungen und Einflüsse des „etablierten“ Roth zu erstmals im Exil schreibenden Autoren wie Morgenstern oder Katz erscheint notwendig. Im Hinblick auf die im amerikanischen Exil entstandenen Texte über Galizien wäre auch ein komparatistischer Ansatz denkbar, der die Werke jüdisch-amerikanischer Autoren wie beispielsweise Henry Roth oder Isaac Bashevis Singer über ihre ostjüdische Herkunft berücksichtigt.

---

<sup>210</sup> Spies, B.: Exilliteratur - ein abgeschlossenes Kapitel? S. 21.

## 6. Literaturverzeichnis

### 6.1 Primärliteratur

#### 6.1.1 Erzählende Texte

- Beradt, Martin: Beide Seiten einer Straße. Roman aus dem Scheunenviertel. Mit einem Nachw. v. Eike Geisel. Berlin 1993.
- Frank, Bruno: Die Tochter. Mit einem Nachw. v. Martin Gregor-Dellin. Berlin 1990.
- Franzos, Karl Emil: Der Pojaz. Eine Geschichte aus dem Osten. Mit einem Nachw. v. Jost Hermand. Hamburg 1994.
- Granach, Alexander: Da geht ein Mensch. Roman eines Lebens. München <sup>3</sup>1994.
- Granach, Gad: Heimat *los!* Aus dem Leben eines jüdischen Emigranten. Aufgezeichnet von Hilde Recher. Augsburg 1997.
- Katz, Henry William: Die Fischmanns. Weinheim 1994.
- Katz, Henry William: Schloßgasse 21. Weinheim 1994.
- Morgenstern, Soma: Der Sohn des verlorenen Sohnes. Erster Roman der Trilogie Funken im Abgrund. Hg. v. Ingolf Schulte. Lüneburg 1996.
- Morgenstern, Soma: Idyll im Exil. Zweiter Roman der Trilogie Funken im Abgrund. Hg. v. Ingolf Schulte. Lüneburg 1996.
- Morgenstern, Soma: Das Vermächtnis des Verlorenen Sohnes. Dritter Roman der Trilogie Funken im Abgrund. Hg. v. Ingolf Schulte. Lüneburg 1996.
- Roth, Joseph: Erdbeeren. Romanfragment, abgedruckt in: Joseph Roth. Hg. v. Heinz Ludwig Arnold (Text und Kritik Sonderband) München 1974, S. 101-121.
- Sperber, Manès: Die Wasserträger Gottes. All das Vergangene.... Wien 1974.
- Viertel, Salka: Das unbelehrbare Herz. Ein Leben mit Stars und Dichtern des 20. Jhs. Reinbeck 1987 (Orig.: The Kindness of Strangers. New York 1969).

Zweig, Stefan: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers.  
Frankfurt 1995.

### 6.1.2 Weitere Primärquellen

- Brecht, Bertolt: Arbeitsjournal. Bd.2 1942-1955, hg. v. Werner Hecht, Frankfurt 1973.
- Granach, Alexander: Dank an Thomas Mann, in: Aufbau XI Nr.12, 23. 3. 1945, S.7.
- Granach, Alexander: Erinnerungen eines Schauspielers, in: Aufbau X Nr.17, 28. 4. 1944, S.13f.
- Granach, Alexander: Jüdische Arbeiter spielen Theater, in: Aufbau VI Nr.48, 29. 11. 1940, S.11.
- Granach, Alexander: Meine Lehrzeit, in: Aufbau X Nr.31, 4. 8. 1944, S.15ff.
- Granach, Alexander: Vierzigtausend Jahre, in: Aufbau IX Nr.29, 16. 7. 1943, S.17.
- Katz, Henry William: Kurze Selbstbiographie, in: Pariser Tageszeitung Nr.345, 23. 5. 1937.
- Katz, Henry William: Nachwort. Deerfield Beach/Florida 1985, in: Die Fischmanns, S. 248-264.
- Katz, Henry William: Warum ich in den USA geblieben bin, in: Schreiben nach Auschwitz. Hg. v. Peter Mosler. Köln 1989, S. 59-73.

### 6.1.3 Unveröffentlichte Quellen

#### 1. *Feuchtwanger Memorial Library, Department of Special Collections, University of Southern California:*

- Brief von Lion Feuchtwanger an Alexander Granach, Pacific Palisades 10. 1. 1942

#### 2. *Deutsches Exilarchiv 1933-1945, Deutsche Bibliothek Frankfurt/Main:*

- Handschriftliche Rezension „heißblütige Menschlichkeit“ von Walter A. Berendsohn, 1945, EB 54b/7
- Nachlaß von Henry William Katz  
Korrespondenzen, Rezensionen, Interviews (noch nicht archivarisches erfaßt)



## 6.2 Sekundärliteratur

### 6.2.1 Überblicksdarstellungen und Nachschlagewerke zur Exilliteratur

- Berendsohn, Walter A.: Die humanistische Front. Einführung in die deutsche Emigranten-Literatur. Bd.1: Von 1933 bis zum Kriegsausbruch. Zürich 1946; Bd.2: Vom Kriegsausbruch bis Ende 1946. Worms 1976.
- Durzak, Manfred (Hg.): Die deutsche Exilliteratur 1933-1945. Stuttgart 1973.
- Röder, Werner/Strauss, Herbert A. (Hg.): International Biographical Dictionary of Central European Emigrés 1933-1945. Volume II, Part 1 und 2. The Arts, Sciences and Literature. München/New York/London/Paris 1983.
- Spalek, John (Hg.): Guide to the Archival Materials of the German-speaking Emigration to the United States after 1933. Bd.1 Charlottesville 1978; Bd.2 Bern 1992.
- Spalek, John/Stelka, Joseph (Hg.): Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933. Bd.1: Kalifornien. München 1976; Bd.2: New York. Bern 1989; Bd.4: Autorenbibliographien. Bern 1994.
- Trapp, Frithjof: Deutsche Literatur im Exil. Bern 1983.
- Walter, Hans Albert: Deutsche Exilliteratur 1933-1950. Bd.1: Bedrohung und Verfolgung. Darmstadt 1972; Bd.3: Internierung, Flucht und Lebensbedingungen im zweiten Weltkrieg. Stuttgart 1988.
- Weiskopf, Franz Carl: Unter fremden Himmeln. Ein Abriß der deutschen Literatur im Exil 1933-1947. Berlin 1981.

### 6.2.2 Weitere Sekundärliteratur

- Aichinger, Ingrid: Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk, in: Die Autobiographie. Hg. v. Günther Niggli. Darmstadt 1989. S. 170-199.
- Arendt, Hannah: Die verborgene Tradition. Acht Essays. Frankfurt 1976.

- Bahr, Ehrhard: Deutsch-jüdische Exilliteratur und Literaturgeschichtsschreibung, in: Deutsch-jüdische Exil und Emigrationsliteratur im 20. Jahrhundert. Hg. v. Itta Shedletzky u. Hans Otto Horch. Tübingen 1993, S. 29-43.
- Beradt, Charlotte: Martin Beradt, in: Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933, Bd.2. Hg. v. John Spalek u. Joseph Strelka. Bern 1989. S. 83-96.
- Bock, Sigrid/Hahn, Manfred (Hg.): Erfahrung Exil. Antifaschistische Romane 1933-1945. Berlin 1979.
- Bronfen, Elisabeth: Exil in der Literatur. Zwischen Metapher und Realität, in: Archadia 28 (1993). S. 167-183.
- Bronsen, David: Zum Erdbeeren Fragment. Joseph Roths geplanter Roman über die galizische Heimat, in: Joseph Roth. Hg. v. Heinz Ludwig Arnold (Text und Kritik Sonderband) München 1974. S. 122-131.
- Bühler, Christine: Renegatinnen und Soldatinnen der Partei. Stalinismuserfahrungen im Exil: Autobiographische Texte deutschsprachiger Kommunistinnen. Regensburg 1997.
- Critchfield, Richard: Autobiographie als Geschichtsdeutung, in: Deutschsprachige Exilliteratur. Studien zu ihrer Bestimmung im Kontext der Epoche 1930 bis 1960. Hg. v. Wulf Koepke u. Michael Winkler. Bonn 1984. S. 228-241.
- Critchfield, Richard: Einige Überlegungen zur Problematik der Exilautobiographik, in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch Bd. 2 (1984). S. 41-55.
- Critchfield, Richard: When Lucifer cometh. The autobiographical discourse of writers and intellectuals exiled during the third reich. New York 1994.
- Durzak, Manfred: Die Exilsituation in den USA, in: Die deutsche Exilliteratur 1933-1945. Hg. v. Manfred Durzak. Stuttgart 1973. S.145-158.
- Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch Bd. 2 (1984): Erinnerungen ans Exil - kritische Lektüre der Autobiographien und andere Themen.Hg.v. Thomas Koebner, Wulf Koepke u. Joachim Radkau.
- Gregor-Dellin, Martin: Bruno Frank - Gentlemen der Literatur, in: Im Zeitalter Kafkas. Essays. Hg. v. Martin Gregor-Dellin. München 1979. S. 62-85.

- Grimm, Gunter, E./Bayerdörfer, Hans Peter (Hg.): Im Zeichen Hiobs. Jüdische Schriftsteller und deutsche Literatur im 20. Jahrhundert. Königsstein 1985.
- Hackert, Fritz: Kaddisch und Miserere. Untergangsweisen eines jüdischen Katholiken. Joseph Roth im Exil, in: Die deutsche Exilliteratur 1933-1945. Hg. v. Manfred Durzak. Stuttgart 1973. S. 220-231.
- Haumann, Heiko: Geschichte der Ostjuden. München <sup>3</sup>1991.
- Heinrich Heine Preis: H.W. Katz: „Die Fischmanns“, in: Pariser Tageszeitung Nr.345, 23. 5. 1937.
- Herman, Jost (Hg.): Geschichten aus dem Ghetto. Frankfurt 1987.
- Herman, Jost: Nachwort zu der Pojaz von K. E. Franzos. Hamburg 1994. S. 357-373.
- Hoelzel, Alfred: Soma Morgenstern, in: Deutschsprachige Exilliteratur nach 1933, Bd.2. Hg. v. John Spalek u. Joseph Strelka. Bern 1989. S. 665-689.
- Huder, Walther (Hg.): Alexander Granach und das jiddische Theater des Ostens. Katalog der Akademie der Künste. Berlin 1971.
- Ignasiak, Detlef: Karl Emil Franzos und Joseph Roth als galizische Schriftsteller, in: Galizien - eine literarische Heimat. Hg. v. Stefan H. Kaszynski. Poznan 1987.S. 65-75.
- Jacobs, Jürgen/Krause, Markus (Hg.): Der deutsche Bildungsroman. Gattungsgeschichte vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. München 1989.
- Kantorowicz, Alfred: Exil in Frankreich. Merkwürdigkeiten und Denkwürdigkeiten. Bremen 1971.
- Kaszynski, Stefan H. (Hg.): Galizien - eine literarische Heimat. Poznan 1987.
- Kesten, Hermann (Hg.): Deutsche Literatur im Exil. Briefe europäischer Autoren. München 1964.
- Klanska, Maria: Aus dem Shtetl in die Welt: 1772 bis 1938; ostjüdische Autobiographien in deutscher Sprache. Köln 1994.
- Klanska, Maria: Die Erfahrung Exil in deutschsprachigen Autobiographien ostjüdischer Autorinnen, in: Germanistentreffen Deutschland-Polen. Tagungsbeiträge. Hg. v. DAAD. Bonn 1994. S. 103-122.
- Klanska, Maria: Die galizische Heimat im Werk Joseph Roths, in: Joseph Roth: Interpretation, Rezeption und Kritik. Hg. v. Michael Kessler u. Fritz Hackert. Tübingen 1990. S. 143-156.

- Klein, Albert/Kruk, Raya: Alexander Granach. Fast verwehte Spuren. Berlin 1994.
- Kleinschmidt, Erich: Schreiben und Leben. Zur Ästhetik des Autobiographischen in der deutschen Exilliteratur, in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch Bd. 2 (1984). S. 24-40.
- Koepke, Wulf: Exilautoren und ihre deutschen und amerikanischen Verleger in New York, in: Deutschsprachige Exilliteratur nach 1933, Bd.2. Hg. v. John Spalek u. Joseph Strelka. Bern 1989. S.1407-1445.
- Köpke, Horst: Sie wollten nichts als gute Deutsche sein, in: Frankfurter Rundschau, 3. 6. 1995.
- Koopmann, Helmut: Von der Unzerstörbarkeit des Ich. Zur Literarisierung der Exilerfahrung, in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch Bd. 2 (1984). S. 9-23.
- Kwiet, Konrad u.a.: Einleitung, in: Im Zeichen Hiobs. Jüdische Schriftsteller und deutsche Literatur im 20. Jahrhundert. Hg. v. Gunter E. Grimm u. Hans Peter Bayerdörfer. Königsstein 1985. S. 5-65.
- Landers, Brigitte: Lesetip: „Da geht ein Mensch“, in: Theater heute Nr.6. (1983). S.69.
- Lejeune, Philippe: Der autobiographische Pakt, in: Die Autobiographie. Hg. v. Günter Niggel. Darmstadt 1989. S. 214-247.
- Magris, Claudio: Weit von wo. Verlorene Welt des Ostjudentums. Wien 1974. (ital. Org.: Lontano da dove, Torino 1971).
- Niggel, Günter (Hg.): Die Autobiographie. Zur Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt 1989.
- Orlowski, Hubert: Galizische Stadtlandschaften zwischen Realität und Utopie, in: Galizien - eine literarische Heimat. Hg. v. Stefan H. Kaszynski. Poznan 1987. S. 21-33.
- Paulsen, Wolfgang: Das Ich im Spiegel der Sprache. Autobiographisches Schreiben in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts. Tübingen 1991.
- Pfanner, Helmut F.: Schreiben als Selbstbestätigung: Erzählen im Exil, in: Erzählen und Erzählforschung im 20. Jahrhundert. Hg. v. Rolf Klöpfer u. Giesela Janetzke-Dillner. Stuttgart 1981. S. 83-94.
- Przybecki, Marek: Belletrisierte und reale Theaterkarrieren aus dem ostgalizischen Ghetto und ihre Resonanz in der antisemitischen Literaturkritik, in: Galizien als gemeinsame Literaturlandschaft. Hg. v. Fridrun Rinner u. Klaus Zerinscheck. Innsbruck 1988.

- S.111-121.
- Sándor, András: Ein amerikanischer Verleger und die Exilautoren, in: Deutschsprachige Exilliteratur nach 1933, Bd.1. Hg. v. John Spalek u. Joseph Strelka. München 1976. S. 117-134.
- Schoeps, Julius. H.: Neues Lexikon des Judentums. Gütersloh/München 1992.
- Schürenberg, Walter: Da geht ein Mensch, in: Der Tagesspiegel, 22. 4. 1951.
- Schütz, Hans J.: Vergessene und verkannte Autoren des 20. Jahrhunderts. München 1988.
- Schulte, Ingolf: Soma Morgenstern - der Autor als Überlebender. Nachw. zu Soma Morgenstern: Joseph Roths Flucht und Ende. Hg. v. Ingolf Schulte. Lüneburg 1994. S. 301-326.
- Schulte, Ingolf: Nachw. zu Soma Morgenstern: Das Vermächtnis des verlorenen Sohnes. Hg. v. Ingolf Schulte. Lüneburg 1996. S. 368-391.
- Sease, Virginia: Bruno Frank, in: Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933, Bd.1. Hg. v. John Spalek u. Joseph Strelka. München 1976. S. 352-370
- Seifert, Heribert: „So begann mein Leben. Ich flüchtete“, in: Neue Züricher Zeitung, 27. 9. 1985.
- Shedletzky, Itta/Horch, Hans Otto (Hg.): Deutsch-jüdische Exil u. Emigrationsliteratur im 20. Jahrhundert. Tübingen 1993.
- Spies, Bernhard: Exilliteratur - ein abgeschlossenes Kapitel? Überlegungen zu Stand und Perspektiven der literaturwissenschaftlichen Exilforschung, in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch Bd. 14 (1996). S. 11-30.
- Stern, Guy: Prolegomena zu einer Typologie der Exilliteratur, in: Literatur im Exil. Gesammelte Aufsätze 1959-1989 v. Guy Stern. Ismaning 1989. S. 37-52.
- ter Haar, Carel: Erzähler im Exil, in: Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933, Bd.2. Hg. v. John Spalek u. Joseph Strelka. München 1989. S. 1176-1201.
- Trapp, Frithjof: Der Novemberpogrom. Gibt es in der Exilliteratur 1933-1945 keine Darstellung der nationalsozialistischen Judenprogrome?, in: Exil VIII Nr.2 (1988). S. 5-10.
- Victor, Walter: „Fischmann's“ Katz packt aus, in: Aufbau VII, 25. 4. 1941. S.8.

Wallas, Armin: Kindheit in Galizien. Das galizische Judentum im Spiegel der Autobiographien von Minna Lachs und Manes Sperber, in: Sprachkunst. Beiträge zur Literaturwissenschaft 24 (1993). S. 19-41.

Winkler, Michael: Autobiographie - eine Form der Rückkehr aus dem Exil? Am Beispiel Broch, Sperber und Canetti, in: Eine schwierige Heimkehr - österreichische Literatur im Exil 1938-45. Hg. v. Johann Holzner, Sigrud P. Scheichel u. Wolfgang Wiesmüller. Innsbruck 1991. S.65-74.

Zimmer, Rainer: Zur Autobiographik des Exils 1933-1945. Verarbeitung und Vermittlung geschichtlicher Erfahrung, in: Faschismuskritik und Deutschlandbild im Exilroman. Hg. v. Christian Fritsch u. Lutz Winkler. Berlin 1981. S. 214-227.

Die *Regensburger Skripten zur Literaturwissenschaft* machen besonders gelungene und interessante Abschlußarbeiten Regensburger Studenten einer regionalen akademischen Öffentlichkeit zugänglich. Die Arbeiten werden als 'Manuskript gedruckt' und sind zum Selbstkostenpreis erhältlich bei der Buchhandlung Pustet im Audimax und am Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturwissenschaft I der Universität Regensburg.

1. Thorsten Steinhoff: Zeitgenössische jiddische Lyrik Odessaer Autoren. Studien über Gedichte und Liedtexte von Aleksandr A. Bejderman und Alexandr A. Rojsin mit Edition und kommentierter Übersetzung (1996)
2. Karin Haber. Das Teufelsgespräch im *Doktor Faustus*. Ein Beitrag zur Dostoevskij- Rezeption Thomas Manns (1996)
3. Catherine Gobert: Die dämonische Amazone. Louise de Gachet und die Genese eines literarischen Frauentypus in der deutschen Romantik (1997)
4. Doris Reischl: Gegenwart im historischen Roman. Zur Funktion der Figurenkonstellationen in Lion Feuchtwangers Josephus-Trilogie (1997)
5. Doris Koller: Biographisches Schreiben und Selbstreflexion. Frauen der Romantik in Lebensbeschreibungen von Schriftstellerinnen der DDR (1997)
6. Christin Galster: Literaturtheorie und Wissenschaftsbetrieb im britischen Universitätsroman. *Campus novels* von David Lodge, Malcolm Bradbury und A. S. Byatt (1997)
7. Christine Bühler: Renegatinnen und Soldatinnen der Partei. Stalinismuserfahrungen im Exil: Autobiographische Texte deutschsprachiger Kommunistinnen (1997)

**8.** Christine Wagner: Erfahrung und Ästhetisierung. Untersuchungen zu Karl Philipp Moritz: *Reisen eines Deutschen in England im Jahr 1792* (1997)

**9.** Christian Heller: *vil süeziu senftiu toeterinne* Zum Minnesang und Minnesangkonzept Heinrichs von Morungen (1998)

**10.** Winfried Adam: 'Die Welt von Vorgestern'. Heimat Galizien in der deutschen Exilliteratur. Alexander Granach *Da geht ein Mensch* und Henry William Katz *Die Fischmanns* (1998)